XXII. Jahrg. Berlin, den 22. November 1913. Nr. 8.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.

Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.** Fernspr. Lzw. 7724.



Berlin, den 22. November 1913.

Notizen.

Wackes.

In Zabern (zwischen Saar- und Straßburg) hat ein Lieutenant des deutschen Heeres einen in Jähzorn neigenden Rekruten ermahnt, sich vor Händeln zu hüten, jeden Angriff aber mit bedenkenloser Gewalt zu vergelten, und der Mahnung den Satz angeheftet: „Wenn Sie dabei einen Wackes niederstechen, schenke ich Ihnen zehn Mark.“ Und ich (hat der Unteroffizier, der die Korporalschaft führt, hinzugefügt) „lege noch drei Mark drauf.“ Dieser Thatbestand ist zugegeben. Noch umstritten die Frage, ob der Lieutenant auch sonst die Elsaffer „Wackes“ gescholten und aus dem Reichsland rekrutirte Jünglinge gezwungen habe, sich selbst ihm als Wackes zum Dienstantritt zu melden. Behauptet wird, bei dem Wort Wackes denke die elsassische Menschheit nur an einen Gassenrüpel, Rowdy, Bowke, Apachen, Lorbaß; solchen Kerl, wenn er mit frecher Roheit den Rock des Königs antaste, an Leib und Leben zu strafen, habe der Lieutenant gemahnt. Auch darin würde ich, wenn an die Mahnung sich eine Prämienverheißung knüpft, unerträglichen Mißbrauch der Dienstgewalt sehen. Daß er thätlichen Angriff, schon Mißhandlungversuch mit der Waffe abwehren darf und die Grenze des Nothwehrrechtes ihm noch weiter gezogen ist als dem nicht ins Heer gereihten Bürger, weiß der grünste Soldat. Einem blutjungen Bengel für einen Totstich, außer der Straflosigkeit, dreizehn Mark, als Ehrensold, zuzusagen, ist unschick-

lich. Verräth einen Geist, der nicht in unser Offiziercorps taugt. Kann den Träger des bunten Rockes reizen, in einer von Rauflust, Geldgier, Alkohol umnebelten Stunde den Angriff (durch Großmaulmacherei) hervorzurufen oder nicht provozirten härter zu strafen, als, auch nach der Soldatensatzung, nothwendig wäre. Der Knuff, das Ellbogengeschiebe eines Trunkenen (dessen Taglohn vielleicht Kinder nährt) heischt noch nicht Sühnung durch Lebensverlust. Nach dem amtlich zugegebenen Thatbestand ist also der Lieutenant grober Ungebühr überführt. Ist aber auch nur die amtliche Deutung des Schimpfwortes Wackes richtig? Objektiv: Nein. Wer von Saujuden, Saupreußen, dreckigen Schwaben, Lausejungen spricht, darf nicht in die Ausrede schlüpfen, er habe nur Juden, Preußen, Altdeutsche gemeint, die eine Schmutzkruste deckt, nur Lümmel, in deren Haut und Haar Läuse nisten. Wackes ist der Ekelname, den viele ins Reichsland eingewanderte Deutsche, in Scherz und Ernst, den Elsassern geben. In diesem Sinn ist das Wort abertausendmal angewandt worden; noch in Aufrufen zur letzten Reichstagswahl (auch von „freisinnigen“ Mandatsuchern). Nun leben in Zabern grimmbärtige Leute, die nicht, wie der fromme Knecht Fridolin in Schillers Gedicht vom zaberner Eisenhammer, bereit sind, mit Freudigkeit, um Gottes willen, auch der Launen Uebermuth zu tragen. Diese Leute meinten, den Rekruten sei gesagt worden: „Wenn Ihr einen der frechen elsässischen Stiesel niederstechet, giebts dreizehn Mark extra.“ Sie fühlen sich in ihrem Stammesbewußtsein geschändet; bedrohten den Lieutenant, schlugen den Unteroffizier und beschmierten den von derben Fäusten wehrlos gemachten mit Koth. Schlimm. Mußte es dazu kommen? Abermals: Nein. Nach der ersten Meldung der unschicklichen Rede mußte die Sache von der militärischen an die politische Behörde geleitet werden. Grenzland. Ueberreizte Empfindlichkeit eines Völkchens, das sich von der preußischen Wolljacke öfter gekratzt als gewärmt fühlt. Nahe Möglichkeit der Ausbeutung durch Franzosen und im Reichsland wühlende Französslinge. Denen mußte die berliner Centralstelle den Agitatorenstoff rasch entreißen. Jeder Beschönigungversuch war ein unverzeihlicher Mißgriff. Der Vorgang bot nicht den winzigsten Grund zu einer Massenverdächtigung deutscher Offiziere. Wer bedenkt, daß der Staat tausend unreifen Jünglingen Dienstgewalt und Degen giebt, und errechnet, wie selten beide Waffen mißbraucht werden, muß Zucht und Haltung deutscher Truppenführer bewundern. In Zabern war Mißbrauch; plumper Verstoß gegen die Taktpflicht. Der Lieutenant mußte wissen,

wie verbreitlich sein Wort wirken, wie leicht es die Gesammtheit der Elsasser kränken könne. Er mag es nicht so arg gemeint haben, mag sonst ein tüchtiger Mann sein: einerlei. Er hat im Reichsland der deutschen Sache mehr geschadet, als ein Bündel dummer Verordnungen könnte. Schnell und kräftig war drum sein Fehler zu ahnden. Der Elsasser soll sich im Reichsverband behaglich fühlen; soll nicht in den Glauben gleiten, ein in des Reiches Uniform Gekleideter sehe in ihm einen ruppigen Gesellen, dessen Leben kaum eines Pfefferlings Werth habe. Soll in der Sicherheit wurzeln, daß ihm, auch gegen Uebermuth der Aemter, sein Recht wird. Dafür zu sorgen, wäre Herr von Bethmann verpflichtet, selbst wenn seine Personaltaktik, die bemüht ist, die Rückzugslinie aus der Wilhelmstraße in die straßburger Statthalterschaft offen zu halten, nicht dazu riethe. Worauf wurde gewartet? Etwa auf eine Stunde, die den Kriegsherrn aus dem Gewölk schwarzen Familienärgers löst? Reichspflicht geht vor Hausvaterspflicht. Oder hofften brave Männer wieder einmal, die Sache „umzufrisiren", bis der Lieutenant fast oder ganz unschuldig schien? Nicht zu machen. Wahrung der Autorität: löblich. Doch (Donnerwetter!) nur solcher, die es durch würdige Nützung ihrer Macht verdient. Nicht warm noch kalt sein, immer nur lau, die dünne Epidermis des Reichslandes heute streicheln und morgen ins Braunblau kneifen, vor jeder mit Verantwortlichkeitgewicht bepackten Entscheidung sich ängstlich wegdrücken: solcher Thorheit kann das Werk innerer Eroberung niemals gelingen.

Scandalum.

„Wahrung der Autorität": das Wort wirkt pompös; besonders nach dem Krupp-Prozeß (über den schon am sechsten September hier das einstweilen Nöthigste gesagt worden ist) und nach der lämmlichen Hinnahme einer „Reichstagskommission zur Prüfung der Rüstunglieferungen". Das war, im Deutschen Reich und in Preußen, noch nicht. Was ist die Aufgabe dieser Kommission, was der Zweck ihres Lebens? Zu prüfen, ob die Männer, die, im Kriegsministerium und im Reichsmarineamt, die für die Reichswehr nothwendigen Gegenstände kaufen, Diebe, Betrüger, bestochene Wichte, Hehler oder solche Tröpfe sind, daß sie sich von den Lieferanten, blind, übers Ohr hauen lassen. Nichts Anderes. Das war noch nicht. Irgendein von den Wahlweihen Umleuchteter brüllt: „Die Kerls stehlen alltäglich silberne Reichslöffel;

zahlen mit falschen Markstücken; halten die Backe hin, wenn ein Kanonen-, Gewehr-, Pulver- oder Stahlplattenfabrikant sie über seinem Goldlöffel barbiren will!“ Der aufrecht Stolze, seines Werthes, seiner Leistung Bewußte würde den Rockschoß heben und dem Schimpfer die Gesäßfront zeigen; wenn er zornmüthig ist, den angenehmen Herrn wohl auch mit einer Maulschelle bewirthen. Unsere Biederleute kennen: „Untersucht uns, edle Tribunen des Volkes: in unserer Hosen-, Westen-, Rocktasche findet Ihr keinen falschen Nickel, in unserem Haus kein gestohlenes Gut. Entkleidet uns, zieht von unserer Blöße das Hemd: wir sind überall sauber. Stöbert in Kladde, Hauptbuch, Rechnungen: wir haben nichts unterschlagen noch je die Ziffern gefälscht.“ Biederleute. Wo die Parlamentsmehrheit regirt (und trotzdem, wie England Jahrhunderte lang bewies, nicht der Demos schrankenlos zu schalten braucht), tritt das Ministerium zurück, wenn die Mehrheit, deren Ausschuß es ist, schrumpft oder sich ihm feindsälig zeigt. Eine Regierung, der das Parlament sagt, es halte sie für unehrlich oder unfähig, glaube nicht mehr, daß sie von den zweitausend für den Jahreshaushalt bewilligten Millionen vernünftigen Gebrauch macht, und fordere deshalb das Recht, ihre Mitglieder und die ihnen Untergebenen zu verhören, die Bücher und Verträge zu prüfen und fortan berathend mitzuwirken, — solche Regierung kann entweder schnell verschwinden oder das Parlament auflösen und gegen die Ungebühr des Mißtrauens, des Eingriffsversuches den Spruch der Volksstimme anrufen. Herr von Bethmann (der allein Verantwortliche: seine Leute können die Achseln heben) will so lange wie irgend möglich Kanzler bleiben und muß, weil er durch Leistung nicht wirken kann, durch Gefälligkeit und Täubchensanftmuth Freunde zu werben trachten. Drum thut er, als sei in dem Verlangen des Reichstages nichts Ungewöhnliches, gar nichts von einer Absicht auf Demüthigung zu spüren. „Mißtrauensvotum? Daran denkt Keiner. Gute Menschen; seelenvoll und wacker wie ich; bieten für die Behandlung schwieriger Materie ihren Rath an, den der weise Staatsmann nicht ablehnen darf.“ Bagdad, Franziskо, Plakatirung (vom Personalinteresse empfohlene) des Kronprinzenbriefes, Krupp, Zabern, Wohlfahrtausschuß wider Gauner und Tölpel: für eines Herbstes Spanne wärs eigentlich genug. Scheint aber nicht. Also flott weiter; dem Pharus am Meer des Unsinns entgegen. Aus der Kontrolkommission wird entweder eine Affenkomoedie oder, wenn sich wirklich die letzten Abschlußgeheimnisse vor achthundert Augen ent-

schleiern, eine nie wieder zu tilgende Schädigung des Reichsgeschäftes. (Die der Generalstabschef nicht dulden, zu der kein Bundesstaatsleiter mitwirken dürfte.) Eine Separattorheit war noch, daß der Herr Kanzler zwar den Fraktionen Wahlfreiheit zugesagt, dem von den Sozialdemokraten gewählten Herrn Liebknecht aber den Einlaß in die Kommission geweigert hat. Cui bono? Der rothe Ersatzmann wäre, nach solchem Konflikt, nicht bequemer, eher noch borstiger als der ruhmreiche Oberregisseur des Krupp-Prozesses (sonst stäche ihn des Röschens Dorn und Genosse Ledebour wüsche ihm mit heißem Kies den Kopf). Und bleibt die Sozialdemokratie der Kommission fern, dann kann sie ihrer Menschheit berichten: „Wir haben das Ding durchgedrückt, sind aber herausgeekelt worden, weil die Sippe, natürlich, fürchten muß, uns, die einzig Reinen, in ihre schmierigen Töpfe gucken zu lassen." Fragt, patriotische Kinder, doch nicht immer nach Recht und Unrecht; fragt nur, ob Politikerhandeln klug oder dumm, dem Staat nützlich oder schädlich sei. Dieses war noch übers Theobaldmaß unklug und schädlich. Und der ganze Kram zum Heulen, zum Knirschen, zum Schämen — Generale und Admirale müssen vor schnüffelnden M. d. R. Unterhosen und Strümpfe ausziehen. Männer, die Jahre, Jahrzehnte lang fürs Lieferungwesen gedrillt wurden, hoch betitelte, reichlich bezahlte Männer sollen von Leuten, die nie damit zu thun hatten, hören, wie es gemacht werden muß. Ein kleiner Aktiendirektor, dem von irgendwo her noch ein Pöstchen winkt, nähme die Zumuthung nicht hin; würfe den Hyänen der Generalversammlung den Bettel vor die struppigen Pfoten. Die Verbündeten Regirungen? Edel; gütig; bescheiden. Furchtsame Politik riecht Nahen noch übler als Fernen. Wahrung der Autorität! Wer nicht in ergebener Geduld abwarten will, bis alle Ehrfurcht in die Binsen gegangen, jede Reichsinstitution unterspült ist, muß wünschen, daß, morgen schon, das wandelnde Nationunglück das Amtliche (oder, offen heraus: das Zeitliche) segne.

Dreizehner.

Stellet Euch vor, dem Kriegsdepartementdirektor Gerhart Johann David Scharnhorst wäre angesonnen worden, unkundigen Schwatzschweifern seine Amtsgeschäftsbücher vorzulegen und von ihnen sich lehren zu lassen, wie er seine Krümper zu waffnen, zu kleiden, zu futtern habe. Höret Ihr seine Antwort? Götzens an

den Kommissar des Kaisers. „Schlichteste Wahrheit in Einfalt, geradeste Kühnheit in besonnener Klarheit: Das war Scharnhorst. Er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch nicht um eines Strohhalmes Breite zurückweichen solle. Soll ich noch daran erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände, als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters, Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben." (Ernst Moritz Arndt.) Und er hätte sich niemals in die Pflicht erniedert, Zufallsrichtern die Reinheit seiner Hände zu erweisen und von den Geheimschränken des Staates die Riegel zu lösen. Er saß, freilich, auch nicht warm in höchster und allerhöchster Gunst. Ists aber nicht toller Spuk, daß Leute, die vor Oeffentlicher Meinung schlottern, uns, noch immer, mit der Erinnerung an 1813 zu langweilen wagen? Anders, als sie ahnen, war die Mannheit, war die Linie des großen Jahres; ganz anders. November. Die Fürsten amusiren sich in Frankfurt am Main. „Denke Dir nur, bester Wimms, meine Desperation, als ich gestern abends in dieser uralten, weltberühmten Krönungstadt des Heiligen Römischen Reiches ankomme, zu erfahren, die Kaiser haben bereits ihren feierlichen Triumpfeinzug, gestern Morgen, gehalten, also nur wenige Stunden vor meiner Ankunft; und ich Dieses zu versäumen! Nein, Das ist zu arg! Und ich hab auch solch einen Schnupfen!!!!" (Kronprinz Friedrich Wilhelm an seinen Bruder Wilhelm.) „Man wollte Papa feierlich empfangen; ein großer Feind von alle dergleichen Sachen, prevenirte er die Kaiser und kam, statt gestern früh, schon vorgestern Abend. Gestern früh war große Parade, nachdem wir beim Franz (Kaiser von Oesterreich) unseren Kratzfuß gemacht hatten. Ein wunderschöner Anblick. Man ritt die Front hinunter. Hurra und Vivat hörten gar nicht auf. Diner beim Kaiser Franz; aller hier anwesenden Fürsten waren zugegen. Nach dem Thee gings in die Komoedie. Der ‚Kapellmeister aus Venedig', ein äußerst komisches Stück (von Breitenstein), wurde sehr gut gegeben. Am Abend zuvor sahen wir ‚Johanna von Monfaucon' (von Kotzebue). Vor dem Souper war neudorfische Musik und Zapfenstreich; ich war ganz selig. Gestern früh hatte ich Visiten, dann Parade, dann ausgeritten um die ganze Stadt. Glänzender Ball im Theater. Keine hübschen Gesichter außer einer Russin, die ziemlich aussah.

Der schöne Walzer wurde gespielt; ich war ganz außer mir vor Freude und glaubte, in Landeck zu sein. Die Polonaise hören wir alle Tage. Uebe Karl recht tüchtig das Walzen ein; ich werde wieder Alles verlernen; domage, ich walzte schon wie un ange! Jetzt gehts auf einen größeren Tanz! In der Oper ‚Massinissa' waren sehr gute Sänger und Sängerinnen. Also auf dem Schweidnitzer Anger macht Ihr jetzt la pluie et le mauvais temps, wie hier Madame Bethmann (ein hübsches Gesicht). Herr Bethmann ist der erste Mann zu Frankfurt; er hat vier bis fünf Häuser, einen sehr hübschen Gartensalon und Alles im grand Gendre." (Prinz Wilhelm an Schwester Charlotte.) Nicht so vergnügt sind die Staatsmänner und Heerführer. Steins zornige Spottrede über die „Sündfluth von Prinzlein und Souverainen" ist hier schon erwähnt worden. Blücher: „Noch immer stehe ich am Rhein; hätte man meiner Vorstellung Gehör gegeben, so wäre ich heute in Brüssel. Aber Frankfurt war zu verführerisch. Alles wollte sich da erholen und die schöne Zeit ist verträumt. In Frankfurt ist, während unsere braven Leute Mangel leiden, ein ganzes Heer von Monarchen und Fürsten; und diese Versammlung verdirbt Alles und der Krieg wird nicht mehr mit Energie geführt. Die Lustbarkeiten in Frankfurt jagen einander. Wenn wir ohne Aufenthalt über den Rhein gezogen wären, hätte Napoleon schon Friedensvorschläge machen müssen. Aber wir haben ihm Zeit gelassen und er wird im Frühjahr wieder bedeutend erscheinen." Marwitz: „Der Kaiser von Rußland wollte über den Rhein, auch unsere Armee wollte; aber der König (von Preußen) wollte nicht. Er sagte: ‚Nun eine Schlacht gewonnen, den Feind bis über den Rhein getrieben, gleich übermüthig werden! Uebermuth thut selten gut! In Frankreich hineingehen! Eben so schnell wieder herauskommen wie Napoleon aus Rußland!'" Gneisenau: „Der lange Mann (Friedrich Wilhelm III), der die Leute, die er nicht mag, rückwärts über die Schulter ansieht, findet es sehr thöricht, daß man über den Rhein gehen will. Was uns denn Die am anderen Rheinufer angingen? Wir würden doch nicht die lächerliche Idee haben, nach Paris zu gehen? Und solches Zeug mehr." Ein Glück, daß dieses Jubeljahr zum Scheiden rüstet. Wenns noch länger währte, könnte der Nation der Gedanke aufdämmern, daß es doch manche Möglichkeit des Vergleiches mit unseren herrlichen Tagen bietet und man bisher nur, allzu geschäftig, die wirksamsten, zu Lehre und Warnung tauglichsten Vergleichsstücke überschielt hat.

Rundfragen an mich selbst.

Der Schriftsteller erledigt heutzutage so viele Anfragen, die ihm gütige Zeitungredaktionen auf die Brust setzen, daß er zur Abwechselung und zum Ausgleich auch einmal sich selbst behorchen darf. Diese Auto-Auskultation ist freilich nicht ganz einfach, denn ein Transitivum läßt sich nicht ohne Weiteres in ein Reflexivum verwandeln. Bei der Beantwortung der Zeitungfrage bleibt man Einer unter Vielen, man schwimmt mit, sieht die Richtung, hat Hilfe zur Hand und es kann Einem nichts passiren. Durch vieler Zeugen Mund wird überall die Wahrheit kund; und der Einzelne partizipirt auf dem Wege gegenseitiger Fehlerkorrektur an der Gesammtwahrheit. Das ändert sich, sobald man das Verfahren umkehrt; sobald man viele Fragen an Einen, statt eine an Viele, richtet. Avant la lettre läßt sich erwarten, daß nicht ein Maximum von Objektivität, sondern von Subjektivität dabei herausspringen wird, und Das erschwert die Sache bedenklich; sobald man nämlich die Ermittlung der Wahrheit als das eigentliche Leitmotiv voraussetzt. Die Wahrheit wird hier gewiß nicht besonders gut fahren. Es giebt hier keine Resultante, keine Diagonale, keine Methode der kleinsten Quadrate, nach der die Einzelfehler einander aus der Welt schaffen. Nur Bekenntnisse können herauskommen, Beichten und Subjektivitäten.

Setzen wir also an die Stelle der Wahrheit die Wahrhaftigkeit. Sie notirt minder hoch auf dem Kurszettel der Oeffentlichen Meinung, aber vielleicht nur deshalb, weil sie seltener auf den Markt kommt und weil die Nachfrage nach ihr geringer ist. Aber den bescheidenen Werth, den man ihr zuerkennen wird, verdient sie wenigstens. Sie giebt sich nicht für mehr aus, als sie ist, täuscht keine imaginären Werthe vor. Sie sagt einfach: Das ist meine Meinung, die gar keinen anderen Maßstab verträgt als den der Ehrlichkeit. Von richtig und falsch darf hier nicht die Rede sein.

Das wäre nun eine ganz reinliche Angelegenheit. Man stellt sich allerlei Rundfragen, sagen wir: ästhetischer, künstlerischer Art, und beantwortet sie, wie Einem der Schnabel gewachsen ist. Aber da ergiebt sich im ersten Anlauf eine erhebliche Schwierigkeit. Man bekommt die berühmte Angst vor der eigenen Courage. Man möchte seine Ehrlichkeit auf Volldampf einstellen und bemerkt schnell genug, daß da eine höchst gefährliche Spannung eintritt. Zwanglos ehrlich ist man nämlich nur im gedachten Monolog, nicht mehr im geschriebenen. Ein anderes Gesicht zeigt die gedachte als die gedruckte That. Da regt sich in jedem Schriftsteller der ver-

antwortliche Redakteur. Er will Das, was er aufschreibt, auch vertreten können. Und schreibt er es so auf, wie er es an sich, für sich, in sich, gleichsam traumhaft empfindet, dann läßt es sich nicht vertreten. Bei Allem, was wir aufschreiben, wenn ganz von fern, ganz im Hintergrund eine Druckmaschine lauert, belügen wir uns selbst. Schon bei der fünften Zeile schielen wir nach rechts und links, begeben wir uns in Abhängigkeiten, schließen wir Kompromisse. So wie es die ab imo pectore quellende Stimme soufflirte, kommt es niemals heraus. Und Das, was auf dem weiten Wege von der Brust durch die Hand aufs Papier verloren geht, ist eben, der eingebildeten Wahrheit zu Liebe, die Wahrhaftigkeit.

Ehrlich sein und paradox sein, ist das Selbe. Reden wir von Kunstdingen, so haben wir immer den ganzen Katalog der Aesthetik vor uns, dazu eine Menge überlieferter Werthtafeln, die unsere Ansichten regeln wie das Strafgesetzbuch unsere Handlungen. Und auch wenn wir glauben, uns gänzlich von der Ueberlieferung, von aller Autorität freigemacht zu haben, wenn wir nur unserer eigenen Aesthetik gehorchen, so bleiben wir dabei doch im Bann einer fremden Macht. Denn unserem innersten Innern fremd bleibt jede Regel, sogar, wenn wir sie anerkennen, sogar, wenn wir selbst sie aufgestellt haben. In uns bleibt ein tiefster Rest, der von Alledem nichts weiß, der momentane Werthurtheile schafft, außerhalb und trotz aller möglichen Begründung. Und gerade diese Werthurtheile sind uns die liebsten; vielleicht, weil sie sich uns als Geheimniß anvertrauen und weil sie sich nicht vertheidigen lassen.

Was ich hier als präludirende Betrachtungen vorausschicke, ist also eigentlich ein Stoßgebet vor dem Sprung ins Unbekannte. Denn ich weiß „wahrhaftig" nicht, wie der Versuch ausfällt, ganz einfache, familiäre Rundfragen an mich selbst so zu beantworten, als ob da draußen in Büchern und Menschen gar keine Jury vorhanden wäre. Nur, daß der Versuch gefährlich ist, weiß ich.

Das Verhör soll beginnen. „Welche musikalischen Kompositionen stellst Du am Höchsten?" Verständigen wir uns über den Umfang der Frage. Sie wird sinnlos, wenn die einzelne Rezeptivität dem musikalischen Makrokosmos mit irgendwelchem Richteramt gegenübergestellt wird. Denn man dürfte dann gar nicht anders antworten als mit einer lexikalischen Aufzählung von Namen und Lebenswerken; und was dabei herauskäme, wäre keine persönliche Auslese, sondern im besten Fall eine kondensirte Musikgeschichte. Die Frage gewinnt erst dann Sinn und Physiognomie, wenn ihr die engere Bedeutung beigelegt wird: Welche musikalischen Offenbarungen haben Dich am Intensivsten beschäftigt?

Welche sitzen im Vordergrund Deiner inneren Gehörerlebnisse? Oder noch einfacher: Welche haben als Glücksgüter für Dich in diesem wie in jedem Augenblick den stärksten Werth? Das ist nämlich etwas ganz Anderes als die primäre Doktorfrage, auf die es nur doktorale Antworten giebt. Nenne ich etwa: die Neunte Symphonie oder Bachs H-moll-Messe, so lege ich damit eine Anweisung von ungeheurem Werth auf den Tisch, die mir im Moment Niemand wechseln kann; will sagen: solche Werke sind, als Ganzes genommen, historische Güter, die ich erst umständlich auflösen muß, um zu den einzelnen stets gegenwärtigen, vom inneren Organ reproduzirbaren Glücksmomenten zu gelangen. Nenne ich aber die Heldenfigur des ersten Allegro, wie es sich aus den fabelhaften Quinten der Neunten Symphonie losringt, so umschreibe ich damit ein ganz bestimmtes Erlebniß und bin sicher, daß Jeder, dem ich davon erzähle, das konsonirende Erlebniß in sich miterklingen läßt. Da habe ich also, statt der weitumfassenden und damit im Moment unausfüllbaren Abstraktion, eine Begreiflichkeit und ich trete auf die sichere Brücke des Einverständnisses, wenn ich hinzufüge: Diese Stelle gilt mir als ein Höhepunkt des Lebens.

Ich genire mich aber gar nicht, dicht daneben zu bekennen, daß mir Chopin gleichwerthige Höhepunkte bietet. Könnte ich mich psychophysisch untersuchen, so würde ich wahrscheinlich finden, daß eine ganze Reihe chopinischer Momente in mir Spannkräfte der selben Stärke auslöst. In der F-moll-Phantasie das Stringendo vor den divergirenden Oktaven, im E-moll-Konzert die Schlußkoda mit ihrer springenden Vorbereitung, im C-moll-Nokturno der erste Gewittereinschlag, das Anfangsthema der B-moll-Sonate und in deren Schlußsatz die als moto perpetuo verkleideten Seufzer über der Haide: sie sind für mich unbedingte Maxima, durch nichts überbietbar an Intensität der Erfindung, des Offenbarungsgehaltes, des göttlichen Funkens.

Auf dem Grunde des also definirten Maximums (das weitab liegt von der akademischen Werthung) zeichne ich weiter isolirte Gipfel: von Mozart die Cherubin-Arie „Neue Freuden. . .“, den Beginn der G-moll- und das Menuet aus der Es-dur-Symphonie, von Bach das zweite Präludium aus dem Wohltemperirten Klavier, die Orgeltokkata in D-moll, der wie aus dem Urnebel sich entwickelnde Anfang zur Matthäuspassion, das farbige Tonwunder der chromatischen Phantasie; von Beethoven die athemversetzende Spannung im Scherzo der Fünften Symphonie, die sich in der himmelstürmenden C-dur-Explosion löst, aus der Kreutzer-Sonate die zweite und aus dem A-dur-Quartett die letzte Varia-

tion, der klavieristische Aufmarsch zum Es-dur-Konzert, das solistische Pronunziamento der Pauken im Molto vivace der Neunten Symphonie; von Wagner das Tristanvorspiel und Kurwenals erstes Auftreten, Brünnhildes Jauchzer im zweiten Akt der Walküre, das erste Finale im Lohengrin, das Sonnenterzett der Rheintöchter, Siegfrieds Anstieg zum lohenden Fels, den urweltlich dröhnenden Aufbau vor der letzten Steigerung im Kaisermarsch; von Brahms die ersten Entwickelungen in der Dritten Symphonie und im Zweiten Klavierkonzert, die Naenie, die zweite Paganinivariation und das wie eine Himmelsleiter emporführende Fugato im Schluß der Händel-Variationen.

Aber wiederum melden sich andere Tongebilde mit persönlichem Anspruch. Darf man vom Quartett aus Rigoletto, vom Lucia-Sextett, vom Quintett aus dem Maskenball reden, wenn man kurz zuvor Allerheiligstes im Munde führte? Sollte man da nicht wenigstens Uebergänge versuchen, Zwischenstationen einschalten? Eine rhetorische Frage, die sich von selbst mit Ja oder Nein beantwortet, je nachdem das historisch bekleidete oder das nackte Gewissen befragt wird. Also hier mit Nein. Denke ich an jene italienischen Polyphonien, lasse ich sie in mir Resonanz gewinnen, so verschwinden alle Stellungzeichen und Orientirungtafeln, die dem braven Kritiker vorschweben, wenn er Bilanz macht oder Preise vertheilt. Nur von der Wirkung darf die Rede sein, gemessen am beschleunigten Puls, an einem gewissen inneren Knacks, den das Herz erlebt, wenn eine Offenbarung daran rührt. Offenbarung und Erfindung sind hier das Selbe. Das Stück, das dieser Forderung genügen soll, darf nichts mehr vom „Vertonten“ aufweisen, nicht im Zug einer komponirenden „Absicht“ entstanden, es muß selbst durch und durch Erfindung sein. Diese drei Vokalsätze von Verdi und Donizetti sind für mich reine Erfindungen, Explosionen des Genies, so wahr der Falstaff besser ist als die Meistersinger, der Mikado besser als die Zauberflöte, die Fledermaus besser als der Rosenkavalier und Carmen (Gott steh mir bei!) ein größeres Tonwunder als der Parsifal.

Als die Rundfragen aufkamen und bevor sie noch ihrer Sünden Maienblüthe erreicht hatten, tobten die „hundert besten Bücher“ im Massenreigen durch die Spalten vieler Journale. Heute ist man bescheidener geworden; keine Redaktion wagt es mehr, den Befragten so einen hundertläufigen Revolver auf die Brust zu setzen. Schließlich ruht ja auch der Accent nicht auf der dreistelligen Zahl; wenn wir nur zwanzig oder dreißig garantirt beste zusammenbekommen, so ergiebt Das schon eine ganz hübsche Biblio-

thek. Und was ist mir das „beste“ Buch? Wiederum nicht das vollendetste, das wichtigste, das sich in die Tafeln der Literaturgeschichte besonders tief eingegraben hat. Wenigstens nicht ausschließlich. Ich widerspreche nicht, wenn Einer in der Aufzählung mit der Bibel anfängt, um über die anerkannten Klassiker hinweg etwa bei Mommsen und Treitschke, Wundt oder Windelband zu landen. Hätte ich ein Kolleg vorzutragen, so würde ich wahrscheinlich eben so verfahren, immer mit der Hand am garantirt klassischen Leitseil. Und ganz gewiß würde ich dabei verschweigen, daß ich aus eigenem Antrieb niemals nach den Psalmen greife, noch nach der Ilias, noch nach dem Horaz, und daß mich Plutarch und Cicero, Racine und Corneille, Faust II und Wilhelm Meister ganz beträchtlich langweilen. Spreche ich aber zu mir allein, so lautet mein Grundbekenntniß kurz und schlicht: Im Anfang war und ist Schiller. Und dann käme eine große Menge Herrlichkeit von Sophokles, Shakespeare, Goethe und Hebbel, aufgethürmt über dem einen Grundbaß und Orgelpunkt: die Wallenstein-Trilogie ist eine Literatur für sich, unvergleichbar und unerreichbar. Bei allen übrigen hundert oder fünfzig besten Büchern muß ich mich nach den inneren Höhepunkten orientiren, nach Einzelqualitäten: in der Odyssee nach den Gesängen Nausikaa, der Hadesphantasie und der Heimkehr, bei Faust I, Tasso und Hamlet nach den wie feste Prägungen ablösbaren Sentenzen, kurz gesagt: nach „Stellen“, nicht nach Gesammtheiten. Diese Stellen brauchen nur in mein Bewußtsein zu treten, um mir die Bluttemperatur über den Normalstrich zu treiben.

Sollen aber Gesammtheiten aufgezählt werden, also geschlossene Bücher, einerlei, welcher Art, so dürften in meiner Sonderliste jedenfalls folgende nicht fehlen: Lukrezs „De rerum natura“, Spinozas „Theologisch-Politischer Traktat“, Herders „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, Kants „Prolegomena“, Pascals „Pensées“, Schopenhauers erste Preisschrift, Richard Wagners „Kunstwerk der Zukunft“, Langes „Geschichte des Materialismus“, Lotzes „Logik“, Fechners „Zend Avesta“, Machs „Analyse der Empfindungen“, Buckles „Geschichte der Civilisation in England“, Nietzsches „Fröhliche Wissenschaft“, Poincarés „Wissenschaft und Hypothese“, Mauthners „Kritik der Sprache“, Vaihingers „Philosophie des Als Ob“, Nordaus „Sinn der Geschichte“, Hardens „Köpfe“, Bergsons „Evolution créatrice“, Dührings „Prinzipien der Mechanik“. Richtig: es giebt ja auch eine (so genannte) schöne Literatur. Das vergißt man manchmal, wenn Einem gerade die schönere und schönste durch den Kopf geht. Also stelle ich auf das Vorzugsregal in eine besondere Reihe, von der

ich selbst zuweilen nasche: Diderots „Rameaus Neffe“, Wielands „Aristipp“, Swifts „Gulliver“, Tilliers „Onkel Benjamin“, Webers „Demokrit“, Alexis' „Roland von Berlin“, Zolas „L'Oeuvre“, Gobineaus „Renaissance“, Ludwigs „Heiterethei“, Poes „Grotesken“, Boz' „Pickwickier“, Kellers „Sinngedicht“, Fontanes „Schach von Wuthenow“, Reuters „Stromtid“, Heyses „Salamander“, Sudermanns „Katzensteg“, Daudets zweiten Tartarin, Anatole Frances „Rôtisserie“, Schnitzlers „Lieutenant Gustl“, Presbers „Media in vita“, Tovotes „Fräulein Griesebach“, Georg Engels „Hann Klüth“. Die anderen Bände, die da noch hineingehören, wie den Don Quixote, den Gargantua, den Candide, kann ich wohl als Etcetera zusammenfassen, denn nicht nur das Moralische versteht sich immer von selbst. Und diese lange Reihe sollen mir rechts und links zwei Bände Baedeker flankiren, Schweiz und Italien; denn ich will mir nicht nachsagen lassen, daß ich in meiner Selekta gar keine Andachtbücher besitze

Wirklich: die Lyrik, die blanke Gefühlslyrik fehlt gänzlich; und das hängt wiederum mit einem sehr ketzerischen Bekenntniß zusammen. Ich denke nämlich: Man ist verdammt wenig, wenn man nichts weiter ist als ein guter lyrischer Dichter. Der von Natur lyrisch und nurlyrisch veranlagte Mensch ist heute meines Erachtens vor die Alternative gestellt, entweder ein gottbegnadeter Musiker zu werden oder eine komische Figur. Ist ihm von Haus aus der Tonsinn versagt, so treibt er eine diluviale Beschäftigung, die ihren Sinn verloren hat, seit wir das Diluvium verlassen haben. Diese Ansicht mag auf meiner eigenen fehlerhaften Organisation beruhen. Ich bin aber sicher, daß in hundert Jahren der Nurlyriker ganz allgemein so betrachtet werden wird, wie er mir in meiner falschen Perspektive heute schon erscheint, nämlich als ein literarischer Wiederkäuer, dessen Produkte auf die Wiese gehören und nicht in die Bücherei, jedenfalls nicht auf die bevorzugten Bretter, denen ich die köstliche Last der Gedankenerwecker anvertraue.

In Theaterdingen bekenne ich mich als laudator temporis acti, und wäre die Rundfrage auf die stärksten Bühneneindrücke gerichtet, so hätte ich mich nicht im Präsens, sondern im Perfektum und Plusquamperfektum zu konjugiren. Ich weiß wohl, daß ich darin Leidensgenossen genug habe, in einer Zeit, da man den Faust ohne Faust und den Don Carlos ohne Carlos spielt, zur höheren Ehre einer wunderbaren Regie, welche abtönt, stilisirt, vertieft, geniale Einfälle hat, Beleuchtungeffekte zaubert. Aber diese Leidensgenossen spinnen ihre Erinnerungen, schreiben keine Rezensionen und gerathen fast nie in die Lage, Umfragen zu beantworten. Ich versetze mich in diese Lage: und, siehe da, Schatten

steigen herauf, glänzender als das Licht von heute, Schatten Toter und zum Glück auch Lebender, deren Ruhm noch strahlt, obgleich ihre Leistung in historische Tiefe zurückfällt. Emil Devrient als Tasso, Salvini als Othello, Dessoir als Talbot, Pauline Ulrich als Elisabeth von Valois: waren Das nicht vielleicht doch ganzgroße Lebensmomente, trotz deklamatorischen Verstiegenheiten? Und muß man Misoneist sein, um Dies zu bejahen? Aber ich habe ja hier keine Aesthetik zu verfechten, sondern zu beichten. Irgendwo werde ich schon Absolution finden, wenn ich die Kameliendame der Sarah Bernhardt, lange bevor sie sich Großmutter fühlte, als eine kostbare Erinnerung aufbewahre; und ihr zur Seite im Opernbereich manche klassische Gestalt der Lilli Lehmann, dann die Frau Fluth der Lucca, die Carmen der Tagliana, die Traviata der Patti, das Rautendelein der Sorma, die Coppelia der Dell'Era. Noch leben Niemann, Barnay, D'Andrade, und ich vergegenwärtige mir ihre Tristan, Antonius und Don Juan, wenn ich Abstände ermessen will; verdämmerndes Leuchten einer Persönlichkeitkunst, die am Horizont verschwindet, während im Vordergrund die unromantischen Rufe nach „wirklichen Menschen" ertönen. Auch Kainzens Don Carl war ein romantisches Gebilde, während in Europa vierhundert Millionen „wirkliche Menschen" herumlaufen, die mir in ihrer Gesammtheit ungeheuer imponiren und von denen ich keinen einzigen auf der Bühne erleben möchte.

Bei der Rundfrage nach den mächtigsten Eindrücken im Konzertsaal verschiebt sich die Bilanz ein Wenig nach der Neuzeit. Ohne den forcirten Dirigentensport mitzumachen, der von Monat zu Monat neue Weltmeisterschaften des Taktstabes aufstellt, gestehe ich doch willig, daß die Aera Nikisch-Weingartner-Siegfried Ochs früher nicht gekannte Höhepunkte einschließt. Und ich ergänze: Diese Höhepunkte sind für mich mit einem Schönheitfehler behaftet, der sich einzig und allein aus ihrer zu engen Aufeinanderfolge ergiebt. Man kann auch unter Veilchenblättern ersticken und unter dem besten Beethoven die Luft verlieren. Dem alten Weheruf von Laprade „Trop de musique!" antwortet aus meinem Gewissen das ketzerische Responsorium: Trop de Beethoven! Insbesondere zu viel Neunte Symphonie und auf solistischem Gebiet zu viel Es-dur-Konzert, Appassionata, Letzte Sonaten, C-moll-Variationen. Im Bild steigt Anton Rubinstein vor mir auf, der Großen Größter, und auch er scheint eine Rundfrage auf dem Herzen zu haben: Ist es wirklich wahr, daß sich das Konzertniveau erhöht hat, daß all die Redivivusse das Andenken an mich, an Liszt, an Tausig zu verdunkeln beginnen? Und da lege ich die Hand zum Schwur auf das Pianoforte und beeide:

Nicht für mich, theurer Meister! Auf das erhöhte Niveau der spielenden Masse pfeife ich, denn nur die Höhenunterschiede treten mir ins Bewußtsein; nie wieder wird es mich durchzucken wie an den unvergeßlichen Abenden, da Du im Erlkönig wetterleuchtetest, in Webers As-dur-Sonate Guirlanden wobst, in Deinem eigenen Es-dur-Klavierkonzert Funken schlugst. Auch Tausig-Scarlattis Allegro vivacissimo wird nicht wiederkommen. Gewiß, Meister, haben wir vortrefflichen Nachwuchs, in Moriz Rosenthal und Eugen d'Albert leben Elemente von Dir, schopenhauerisch ausgedrückt: die „Rubinsteinitas"; nur ein Rubinstein von den Maßen Deiner Persönlichkeit kann nicht mehr erwachsen, eben so wenig wie eine Klara neu erstehen könnte, jener vergleichbar, die, mit dem Hermelin der Schumann-Liebe geschmückt, auf das Podium trat. Viel guter Vortrag ist geblieben und hinzugekommen, verschwunden ist leider nur das Prestige; die Götter von heute nähren sich nicht mehr von Opferduft, sondern von Rezensionen. Und selbst bei völliger akustischer Gleichheit ist es nicht das Selbe, ob ein Klang aus dem Fingeranschlag aufsteigt oder beim Anruf der Sonne aus der Memnonssäule. Ohne Metapher gesprochen: Ich bekomme es noch heute beim Solisten fertig, mir die Hände wundzuschlagen; aber mein Beifall war stärker, als ich das Applaudiren vergaß und als es da oben auf der Estrade noch nicht mit natürlichen Dingen zuging.

Periodisch kehrt die Rundfrage wieder: Welches Werk haben Sie augenblicklich unter der Feder? Es giebt Geistesarbeiter, die hierauf schlankweg antworten und bis auf den Druckbogen genau wissen, was sie wollen. Ich sehe da immer nur eine Ueberschrift: „Auf Grenzgebieten", der keine Abhandlung folgen wird; schreiben wird sie ein Anderer, der es fertig bekommt, die Prinzipien der klassischen und der neuen Mechanik auf die allgemeinen Geistesinteressen zu übertragen. Der müßte zugleich die positive Denkweise eines Auguste Comte, das physikalische Rüstzeug eines Mach und das intuitive Erfassen eines Bergson besitzen. Dann wird er beweisen können, daß die Menschheit einen langwierigen Prozeß durchmacht, in dem die Empfindungenergien stetig zu Gunsten der Erkenntnißkräfte aufgebraucht werden. Bis zur Evidenz klar wird aus seiner Energieformel herausspringen, daß die Kultur, als Persönlichkeit genommen, einen Januskopf trägt, der vorwärts in die Wissenschaft und rückwärts in die Kunst blickt. Und wenn erst dieser Andere diese Abhandlung geschrieben hat, dann werden einige bedenkliche Stellen aus meiner unvorsichtigen Beichte nicht mehr ganz so verschroben klingen wie heute.

Alexander Moszkowski.

Die transpersische Eisenbahn.

Seit Jahren wird oft davon gesprochen, daß die seit fast drei Jahrzehnten immer wieder ersehnte und dennoch bis auf den heutigen Tag nicht zu Stande gekommene Ueberlandbahn nach Indien, die den Verkehr Europas dorthin ganz erheblich beschleunigen und den Suezkanal für den Personen-Eilverkehr und die Postbeförderung ausschalten könnte, nun quer durch Persien, vom Kaspischen Meer aus südostwärts, gebaut werden solle. Rußland soll als treibende Kraft dahinterstehen; und auch England, das sich dem nächstliegenden Projekt einer nach Indien führenden Ueberlandbahn, der transafghanischen Linie von Kuschk über den Khaiberpaß, seit einem Vierteljahrhundert, aus strategischen Bedenken, widersetzt, soll angeblich dem Plan einer transpersischen Indienbahn nicht abgeneigt sein. Da auch andere Mächte diesem Bahnbau schwerlich Widerstand entgegensetzen werden, so könnte man die Ausführung der Idee für nahezu gesichert halten. Und trotzdem habe ich Zweifel, ob der Plan wirklich bald ausgeführt wird.

Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls hat gewollt, daß zu den nur noch ganz wenigen Ländern der bewohnten Erde, die bis heute keine Eisenbahnen (oder fast keine) haben, gerade Persien und Afghanistan gehören, zwei Länder, die eigentlich drei volle Jahrtausende hindurch eine große Bedeutung für die Abwickelung des Weltverkehrs hatten; denn seit der Assyrer- und Phönizierzeit bis ins Zeitalter der Entdeckungen um 1500, als die Seewege die uralten Landwege zu verdrängen begannen, haben diese Länder fast den ganzen Verkehr zwischen Indien und China und zwischen Europa und Mesopotamien vermittelt. Wenn sie, denen von der Natur eine so bevorzugte Stellung im Verkehrsleben zugewiesen ist, heute zu denen gehören, die sich den modernen Verkehrsmitteln zuletzt erschließen, so sind nicht physikalisch-geographische und auch nicht allgemein-kulturelle Ursachen daran schuld, sondern ganz besondere Gründe, die sich in den Begriff „leidige Politik“ zusammenfassen lassen.

Um Das zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die wenigen selbständigen Staaten, die außerhalb von Europa und Amerika noch zu finden sind, sehr rasch eine Beute der länderhungrigen großen Nationen würden, wenn ihre wirthschaftliche Rückständigkeit durch gute, moderne Verkehrsmittel, mit oder gegen ihren Willen, beseitigt und dadurch ihr eigenes Gebiet begehrenswerth gemacht würde. So haben sich denn auch Persien und Afghanistan, wie Marokko und zum Theil auch Abessinien, lange mit Erfolg gegen das Danaergeschenk der Eisenbahn gesträubt; aber wie in Marokko der Verlust der Selbständigkeit rasch allerlei Bahnbauten als Folge haben wird, so wird auch die Eisenbahnerschließung Persiens ein Symptom sein, das den Verfall der Herrschaft des Schahs und den Verlust der Unabhängigkeit anzeigt.

Was bisher im persischen Reich an Eisenbahnen vorhanden war, ist kaum der Erwähnung werth. Im Jahre 1888 wurde die Hauptstadt mit dem zehn Kilometer südlich gelegenen berühmten Wallfahrtsort Schah Abd ul Azim durch eine dreizehn Kilometer lange schmalspurige Kleinbahn verbunden; auch giebt es bei Ahwas eine Bahn um die Stromschnellen des Karun; ferner im Anschluß an die Dampferlinie von dem russisch-kaukasischen Hafen Enzeli nach der persischen Südküste des Kaspischen Meeres und an die von hier aus von den Russen nach Kaswin erbaute Gebirgsstraße eine Linie Kaswin-Hamadân am Fuß des Randgebirges. Im Ganzen gab es 1912 vierundfünfzig Kilometer Bahnen in Persien, die natürlich für die Entwickelung von Handel und Verkehr ohne Bedeutung sind. Der Eingriff des Auslandes war zu erwarten. Schon der Bau der erwähnten Kleinbahn wurde von einer unter Poliakow stehenden belgischen Gesellschaft ausgeführt, die außerdem noch eine (außer Verkehr gesetzte) Schmalspurbahn von Mahmud-Abad am Kaspisee bis nach Amol in Mazanderan (20,5 Kilometer) anlegte.

Dieses mehr als dürftige Schienennetz genügt den Möglichkeiten der Verkehrserschließung um so weniger, als nah der Grenze schon an zwei verschiedenen Stellen die Eisenbahnen beginnen, die Verbindungen mit den fernsten Theilen Europas schaffen: die Transkaukasische Bahn der Russen, die durch eine neue, rascher nach Südkaukasien und Armenien führende Kaukasus-Querbahn (zu schnellerem Aufmarsch der russischen Armee gegen Persien und die Türkei) ergänzt werden soll, und die seit 1904 bestehende Bahn Tiflis-Eriwan-Dschulfa, deren Verlängerung bis Täbris, der Hauptstadt Nordwestpersiens und dem wichtigsten Binnenhandelsplatz, im Bau ist; zweitens die Transkaspische Bahn vom Kaspischen Ostufer nach Samarkand, die bei Aschabad unmittelbar an die Nordostgrenze Persiens herantritt.

Auch wenn man bedenkt, wie lange schon die Pläne europäischer Unternehmer und Handelspolitiker zur Anlage persischer Ueberlandbahnen bekannt sind, vermag man kaum zu begreifen, daß diese Ideen bis heute noch nicht in den bescheidensten Anfängen verwirklicht sind. In den sechziger Jahren sprach Sir Henry Rawlinson den Gedanken aus, der in ein paar Jahren abermals drängende Bedeutung erlangen dürfte, die geplante Mittelmeer-Bagdad-Bahn über Bagdad nach Teheran, Kandahar und an die indische Grenze nach Schikarpur zu verlängern und damit einen fortlaufenden Schienenweg von der Küste des Mittelmeers bis nach Indien zu schaffen.

Auch der Plan einer vom Kaukasus oder vom Kaspischen Meer her kommenden transpersischen Bahn nach Indien ist schon rund vierzig Jahre alt. 1872 wollte der bekannte Baron Reuter Enzeli und Buschir durch eine quer durch Westpersien über Kaswin-Teheran-Isfahan-Schiras laufende Linie verbinden. Russische Einflüsse bewirkten aber die Zurückziehung der Erlaubniß; dafür wurde freilich 1877 auch das Baugesuch einer russischen, 1882 das einer französischen

Eisenbahngesellschaft abgelehnt. Aber 1885 erwarb dann, als Gegenleistung für finanzielle Hilfe, das in Persien immer mächtiger gewordene Rußland ein Eisenbahnmonopol, trotz allen englischen Gegenbestrebungen. Im selben Jahr reichten der spätere Dumapräsident Chomjakow und der spätere moskauer Oberbürgermeister Tretjakow der russischen Regirung den vom Chefingenieur der transkaukasischen Bahnen, Palszewskij, entworfenen Vorschlag ein, die nach Baku hinablaufenden Bahnen über Teheran, Isspahan und Kirman mit Indien in Verbindung bringen. Die Regirung lehnte damals die Idee als undiskutirbar und gefährlich ab; nahm sie selbst aber wieder auf.

Die selben beiden Männer machten 1899, nachdem im Jahr zuvor das russische Eisenbahnmonopol in Persien verlängert worden war, den neuen Vorschlag, eine Bahnlinie nach Enzeli, über Teheran, und von dort an die Rhede von Buschir zu bauen, dazu eine zweite, die von der persischen Grenze (Chorassan) bei Ascharabad über Kirman das freie Meer bei Bender-Abbas erreichen und so das russische Innere, heute sogar Orenburg, über Taschkent mit der ersehnten Küste verbinden sollte. Zugleich bemühte sich England um die Genehmigung einer Linie, die, anschließend an die englische Bahn Quetta-Nuschki in Beludschistan auf Kirman, nach Westen also, dann aber quer durch Seistan, längs der Grenze zwischen Persien und Afghanistan, bis Meschhed im Norden geführt werden sollte. Später sollte von Kirman über Schiras eine Verlängerunglinie nach Buschir gebaut werden, die dann, an der Küste entlang gehend, bei Basra sich an die verlängerte Bagdadbahn schließen sollte.

Weder Rußland noch England hat diese großartigen Pläne verwirklicht. Eifersucht, die dem Nebenbuhler keinen Vortheil gönnt, ließ schließlich den eisenbahnlosen Zustand nützlicher erscheinen als die Möglichkeit, daß der Gegner einen (wenn auch nur kleinen) Vortheil zur Mehrung seines politischen Einflusses erlangte. So einigten sich denn die beiden konkurrirenden Großmächte auf die Verpflichtung, bis zum zwanzigsten März 1910 überhaupt keine Bahnen in Persien zu bauen. Je näher dieser Termin aber rückte, um so dringender schien eine endgiltige Klärung der Sachlage und eine unzweideutige Abgrenzung beider Interessengebiete. Der modus vivendi wurde durch das bekannte russisch-englische Abkommen über Asien (vom einunddreißigsten August 1907) gefunden, das freilich mehr einem Waffenstillstand als einem Frieden glich; denn dieser Vertrag wird eine erste Belastungprobe kaum ertragen. Noch auf andere Art schaffte sich Rußland freie Bahn in Nordpersien: die potsdamer Kaiserzusammenkunft vom Oktober 1910 und das deutsch-russische Bagdadbahn-Abkommen vom neunzehnten August 1911 brachte dem Zarenreich Deutschlands Zustimmung zu seinem Vorgehen in Nordpersien, während Rußland sich verpflichtete, den Deutschen gewisse handelspolitische Vortheile in Persien einzuräumen und seinen passiven Widerstand gegen die deutsche Bagdadbahn aufzugeben.

Folgen dieser Vereinbarungen waren die in den letzten drei Jahren mehrfach wiederholten militärischen Verstöße der Russen in Nordpersien, dann aber auch verschiedene verkehrspolitische Anordnungen, darunter die Einrichtung einer seit dem ersten Juli 1910 regelmäßig verkehrenden Automobillinie Djulfa-Täbris (138 Kilometer) die nun, wie schon erwähnt wurde, durch einen Bahnbau ersetzt wird, vor Allem aber die von der russischen Regierung selbst wiederaufgenommene Idee der im Vierteljahrhundert zuvor von ihr bekämpften transpersischen Bahn nach Indien.

Man schien sich in England und Indien mit dem Plan der persischen Ueberlandbahn wesentlich leichter als mit dem der afghanischen zu befreunden, wenn auch die russische Versicherung, die persische Route bringe alle Vortheile und vermeide die Nachtheile der afghanischen Linie, mit berechtigter Skepsis aufgenommen wurde. Der russische Vorschlag einer persisch-indischen Ueberlandbahn wurde in England zunächst durchaus freundlich begrüßt. Sir Edward Grey, sein Unterstaatssekretär Sir Arthur Nicolson und selbst der Vicekönig von Indien, Lord Hardinge of Penshurst, waren für die Gemeinschaft mit Rußland. Daß die transpersische Bahn für Englands Handel werthvoll sein würde, werthvoller als für den russischen, ist klar. Die Aussicht, Personen und Postsachen in nur sieben Tagen zwischen London und Bombay befördern und die Kosten einer solchen Reise um etwa vierhundert Mark herabsetzen zu können, ist ja verlockend genug. Den Russen wiederum soll die Bahn den Zugang zum Persischen Golf schaffen. Und die alte Befürchtung der Engländer, daß die Bahn den Russen ein strategisches Mittel sein werde, um Indien zu bedrohen, könnte unter gewissen Garantien hinfällig werden.

Schon jetzt können wir uns von dem Reiseweg und der Fahrtdauer ein Bild machen. Die mehr als zehntausend Kilometer lange Strecke London-Bombay würde nach der Eröffnung der neuen Bahn etwa mit den folgenden Fristen zu rechnen haben:

Strecke	Dauer
London-Berlin-Warschau-Brest . .	32 Stunden
Brest-Kiew-Rostow-Baku	75 "
Baku-Lenkoran-Astara-Enseli . . .	22 "
Enseli-Pirbasar-Kaswin-Teheran . .	12½ "
Teheran-Kum-Kaschan-Nadjin-Jesd-Baramabad-Kirman-Bam . . .	34½ "
Bam-Grenze von Beludschistan . .	15 "
Fahrt von Beludschistan bis Quetta .	20 "
Quetta-Bombay	57 "
	268 Stunden

Zu diesen elf Tagen und vier Stunden kämen allerdings noch Zeitverluste dadurch, daß in den unsicheren und unkultivirten Gegenden Persiens und Beludschistans ein Nachtverkehr der Züge fürs Erste wohl ausgeschlossen wäre. Die Zeitersparniß gegenüber der Seereise

würde also doch nicht ganz so groß, wie man gehofft hatte, aber noch groß genug, um den Vortheil wünschenswerth erscheinen zu lassen. Fraglich bleibt nur, ob dieser Vortheil den sehr theuren Bau einer Bahn zu rechtfertigen vermag, zu deren Ernährung der größte Theil des neu zu erschließenden Gebietes fast nichts beizutragen vermag.

Trotz allen guten Aussichten werden aber die Verhandlungen nach menschlicher Voraussicht ertraglos bleiben. Denn wenn auch Rußland und England dem Plan der persischen Ueberlandbahn zustimmen, so werden doch die Bedingungen, an die England-Indien seine Zustimmung knüpfen muß, für Rußland unannehmbar sein. Man darf eben nicht vergessen, daß die Bahn in erster Reihe politische und strategische Bedeutung hätte. Ihr wirthschaftlicher Werth ist, von der Beschleunigung des indischen Postverkehrs abgesehen, sehr gering: über die Hälfte der von Baku bis an die indische Grenze rund dreitausend Kilometer langen Bahn würde durch ödes, unproduktives, kaum bewohntes Land laufen und der Durchgangsverkehr von Waaren und Reisenden müßte so gering bleiben, daß von einer Rentabilität der Bahn niemals die Rede sein könnte. Nur aus strategischen Gründen ließe sich der ungemein theure Bau rechtfertigen. Das wissen Rußland und England; Beide möchten deshalb die Bahn so gebaut haben, daß sie den Interessen der anderen Macht nicht förderlich sein könnte. Unter solchen Umständen ist eine Einigung nicht zu erreichen. Wenn die Russen sich selbst der ihnen schon sehr unbequemen englischen Forderung fügen, daß die Spurweite der Bahn bei der Annäherung an Beludschistan, das „Glacis“ Indiens, der indischen Spur angepaßt werde, so wird der Konflikt doch über die Frage unvermeidlich werden, ob die Bahn in der Nähe Indiens im Binnenland oder an der Küste verlaufen soll. England wünscht nur eine Bahn, die längs der Küste verläuft, so daß sie im Nothfall von den britischen Kriegsschiffen beherrscht wird; den Russen dagegen ist nur eine Binnenlandbahn annehmbar, die strategisch nicht bedroht werden kann. An dieser einfachen Vorfrage werden die Verhandlungen scheitern.

Die Engländer haben schon den Plan besonnen, eine Küstenbahn von Kurratschi bis Bender-Abbas zu bauen, um damit die Russen vor eine vollzogene Thatsache zu stellen und zu zwingen, ihre transpersische Bahn in Bender-Abbas einmünden und damit auf der letzten Strecke an die Küste herantreten zu lassen. Die Russen werden sich aber wohl hüten, ihr Geld an eine Bahn fortzuwerfen, die für sie strategisch werthlos und obendrein wirthschaftlich hoffnungslos wäre. Für sie kommt als Endpunkt in Indien nur Schikarpur, für England nur Kurratschi in Betracht.

Unter solchen Umständen wird die transpersische Bahn von Baku nach Indien in absehbarer Zeit wohl nicht gebaut werden. Günstiger sind die Aussichten für die transpersische Bahn zwischen Bagdad und Indien. In jedem Fall aber dürfte die Eroberung des Perserreiches durch den gewaltigsten Kulturträger, die Eisenbahn, nah bevorstehen.

Friedenau. Dr. Richard Hennig.

Selbstanzeigen.

Briefe der Liebe. Bong & Co. in Berlin.

So oft hört mans klagvoll sagen: mit der Kunst des Briefes ist es zu Ende; immer mehr verliert sie sich, seit das Wort als elektrischer Funke über Erdtheile, durch Ozeane hinzuckt und die Kunde von fernsten Ereignissen in blitzhafter Hast verbreitet. Seit Journale zwei-, dreimal täglich das Echo entlegenster Welt sorgsam aufhaschen und vieltausendfach weitertragen. Seit die Raserei modernen Verkehrs das Tempo des gesammten Lebens vorwärts peitscht, alles Dasein von diesem Fieber hingerissen zu sein scheint, immer ohne Muße, ohne Ruhe, ohne Sammlung. Man schreibt keine Briefe mehr ... Man telegraphirt, telephonirt, schleudert etwa ein paar Zeilen, ein paar Thatsachen hin, sich zu verständigen, eine Vereinbarung zu treffen, Notizen, nervös, rasch ... Welche Uebertreibung so unaufhörlich wiederholt wird! Freilich schreibt man im zwanzigsten Jahrhundert keinen Postkutschenstil. Verfaßt auch selten Berichte über Geschehnisse, die ohnedies in allen Zeitungen zu lesen sind, — woraus ja anno Dazumal der Haupttheil sämmtlicher Briefe bestand. Giebt sich vielleicht auch nicht mehr langwierigen Betrachtungen hin, weitschweifigen Ergüssen, umständlichen Bekenntnissen. Aber doch nur, weil die Menschen überhaupt verschwiegener, diskreter, unpathetischer, knapper und sachlicher geworden sind. Mag sein: nüchterner und kärglicher. Aber man baut auch keine Renaissancepaläste, keine Rokokopavillons, keine Biedermeierlusthäuschen mehr, sondern Betonwolkenkratzer und Eisenkonstruktionen. Sie haben ihre eigene sparsame, gesammelte Schönheit. Nur an Umfang sind die Briefe verarmt. Von ihrem Inhalt ward ihnen viel vorweggenommen. Allerdings, wenn mans näher bedenkt, nicht einmal Das. Denn wer läßt sich, in fremdes Land gelangt, unter starken, noch unerlebten Eindrücken, abhalten, an geliebte Menschen Gesehenes und Gefühltes weiterzugeben, wenn auch Reisebücher da sind? Und ziehen etwa Zeitungen angesichts großer oder seltsamer Ereignisse nicht den Brief eines einzelnen Augenzeugen den üblichen Berichten vor? Der Brief, der einen Menschen in einziger Beziehung zu den Dingen zeigt, gegenüber den beziehunglosen Berichten. Nicht das Umfängliche: das Persönliche und Charakteristische allein wird immer den Reiz und Werth des Briefes ausmachen. Das, was den Schreiber oder seine Zeit (oder Beide zusammen) irgendwie spiegelt.

Man redet sehr gern vom Brief als Kunstwerk. Er pflegt im besten Fall ein impressionistisches Kunstwerk zu sein. Eine Improvisation. Sie gelingt manchmal bis zur verblüffenden Vollkommenheit, wie ein lyrisches Gedicht aus glücklicher Stunde in untadeligem Guß gelingen kann. Die Briefe, die nach literarischen Vorbildern geschrieben wurden oder mit dem vollen Bewußtsein, Kunst zu schaffen, nicht Mittheilungen des unmittelbaren Lebens aufzuzeichnen, erinnern wohl nur

an akademische Bilder, die allen ästhetischen Regeln genügen und trotzdem ohne letzte Wirkung bleiben. Gewiß: ein ganzes Zeitalter war von den englischen Briefromanen regirt; man korrespondirte wie Richardsons in Tugenden und Sentimenten schwelgende Helden und Heldinnen; das galante Jahrhundert berauschte sich daran, seine Koketterie in Briefen eben so wie in Tagebüchern und Memoiren spielen zu lassen. Das Jahrhundert des Spiegels ... Auch sind noch heute Menschen, raffinirte Geschmäckler, die an ihre Briefe Anforderungen wie an aesthetische Lebensdokumente stellen: die den Inhalt wohl komponiren, den Ausdruck sorgsam wählen, die Worte in berechneter Anordnung und schöner Schrift hincirkeln, außerordentliche Fälle. Ihrer ungeachtet ist der echte Brief höchst selten „Kunst". Er soll es gar nicht sein. Sich in seiner natürlichen Sprache mittheilen, wer wollte in einem Brief mehr? Ein Lebenszeichen durch die trennende Ferne senden, einen Gruß, eine Botschaft, eine Frage. Mitunter eine Stimmung skizziren, eine Idee knapp auseinanderfalten. Der Impuls, die Intuition muß dabei Alles sein. Die Frische des Eindrucks, der Zauber der Empfängniß, der Drang, Empfundenes miterleben zu lassen, sie vermögen die Schönheit eines Briefes zu sein. Niemals (oder höchst selten nur) die absichtvolle Form. Alles Unwillkürliche erhöht seinen Reiz.

So oft von der verschollenen Kunst des Briefes gesprochen wird, denkt Jeder zunächst an die Plaudertalente, die Konversationstunden, ohne Gegenüber gehalten, in Papier umsetzten. An die Monologisten, die im Leben mitunter gar nicht so vertrauensselig waren, sich nicht so leicht erwärmten und die erlösenden Worte fanden, wie wenn sie am Schreibtisch saßen und Blick und Rede der Anderen sie nicht unterbrachen. An die verschlossenen, herben Naturen, die sich im Brief seelische Ventile öffneten. Oder auch die rasch verströmenden, deren Phantasie kein Einsamkeitgefühl aufkommen ließ, die wirklich schrieben, wie sie etwa mitten in großer Gesellschaft redeten, Causeurs, Dialektiker, Schwadroneurs, die in Gedanken eben immerfort in Gesellschaft waren ... Man denkt an die Briefe, aus denen die Bonmots und Pointen gepflegter Salongespräche funkeln, oder an die anderen, aus denen das Summen traulicher Winterabendlampen stimmungschwer hervorsingt. Man sehnt sich auf diese Weise nach anderen Stilen, als die man selbst lebt. Le stile c'est l'homme? Um so mehr ist der Stil die Zeit. Sie färbt ihn, meißelt ihn. Ihr Wechselspiel, alle ihre geistigen Strebungen, alle ihre Moden, ihre Tugenden und Verfehlungen schlagen sich in ihm nieder. Am Meisten überrascht, daß auch der Liebesbrief sich mitwandelt. Sollte man denn nicht glauben, daß die Leidenschaft des Herzens immer nur menschlich und zeitlos sei? Der ruhelos-ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht? Das Elementare, Triebhafte, Urewig-Gleiche? Herz spricht zu Herzen, Blut zu Blut.. Eins wirbt um das Andere, jubelt dem Anderen zu, Eins beschwört das Andere, Eins betet, beichtet, verzweifelt, ringt, flucht, stirbt um des Anderen willen, seufzt, schwärmt, girrt, heuchelt, prahlt, triumphirt, — unendlich kreist die Welt der Ge-

fühle, ein unvergängliches Einerlei, scheinbar unbeirrt vom Auf und Ab aller sichtbaren Dinge; abhängig nur von der Menschlichkeit der Liebenden. Aber nein, es erweist sich, daß die Liebe ihre Kostüme trägt wie alle Dinge. Daß das Herz seine modische Allure hat. Daß es von seiner Umwelt, von seinem Zeitalter, von tausend in der Luft zitternden Kulturelementen entscheidende Reflexe empfängt. Daß das ursprünglichste und mächtigste Gefühl sich mit der ganzen übrigen Leiblichkeit der Jahrhunderte fortwährend umbildet. Wer zweifelt daran? Die Zeitatmosphäre bedingt eben so große Stilunterschiede wie das Temperament. Die Briefe der Liebe sind klare Dokumente dafür.

Wie lächerlich, zu denken, daß die Kunst des Liebesbriefes verfällt oder gar dahin ist! Selbst wenn für alle anderen Arten von Briefen Dies wahr wäre: der Liebesbrief kennt nicht Blüthe noch Niedergang, er bleibt immer persönlich, hat keine Geschichte, seine Entwickelung ist jedesmal im Liebenden abgeschlossen. Ein Abglanz seiner Entstehungzeit durchdringt ihn dennoch. Seine Kunst hat kein Gestern und kein Heute, sie wird täglich aus dem Herzen neu geboren, offenbart sich einzig im Gefühl des Augenblicks, bestätigt sich allein im Grade der Leidenschaft, den sie auszudrücken vermag. Trotzdem spricht sie in der Phraseologie des Kulturkreises, dem sie entstammt. Eine Reihe von Liebesbriefen, zwanglos hingestellt, verräth auf den ersten Blick die Verschiedenheit menschlicher Sentiments, aber auch die Merkmale veränderlicher Stile.

Liebesbriefe werden viel öfter geschrieben, als geliebt wird. Aus Heuchelei? Nein, aus Selbsttäuschung. Wahrhaftig, Liebe ist selten, ist beinahe ein Ausnahme-Erlebniß geworden. Jeder Backfisch glaubt zwar, vor Liebe zu verbrennen. Keine Frau würde zugeben, ungeliebt geblieben zu sein. Ihre Seelen sind so erfüllt vom Begriff des Liebe-Erlebnisses, den sie vom Sagenhören oder aus Romanen kennen, daß sie immer bereit sind, sich süßen Täuschungen hinzugeben; für Liebe hinzunehmen, was nur der Liebe Maske trägt; Erotik mit Liebe zu verwechseln, eine lyrische Schwärmerei für Liebe zu halten; ein Spiel der Worte und Blicke, bei dem fast ausschließlich die gesellschaftliche Koketterie betheiligt ist, als Liebe aufzufassen. Tausenderlei Täuschungen hart an der Grenze des tief ersehnten Erlebnisses. Aber Liebe, diese Aufschmelzung geistiger Sympathien im Feuer sinnlicher Leidenschaft, diese ewige Hochzeit zwischen seelischen und erotischen Mächten, dieser berauschende Traum von der Vollendung zweier Menschen in idealer Einheit, bleibt ihnen gewöhnlich versagt. Skeptiker haben ausgesprochen, Liebe sei überhaupt nur eine poetische Erfindung; Rochefoucauld spöttelt, es sei mit ihr wie mit den Gespenstern, Alle redeten davon, aber Keiner habe sie gesehen; und Schopenhauer widerlegt ihn zwar, doch nur, um auf seine Art in der Liebe den „Genius der Gattung" zu feiern. Ihren sublimeren Theil mochte er nicht gelten lassen; er gilt auch für die Mehrzahl der Menschen nicht. Weil diese Mehrzahl an einer trägen Lauheit des Herzens leidet, an einer tief lastenden Gleichgiltigkeit,

an einer unaufhörlich wachen, lauernden Angst, Energien für gleichsam metaphysische Zwecke zu verbrauchen. Weil sie zu dem Aufschwung des Gefühls unentschlossen ist, den die Liebe fordert, unentschlossen zu unbedingtem Vertrauen. Selbst die Gemüthreichen haben öfter Zärtlichkeiten als Liebe zu verschenken. Aber dann giebt sich ein seltsamer Vorgang kund: in trauterem Verkehr, in längerem Zusammenleben strömt mit den Zärtlichkeiten ungeahnt viel seelische Kraft hinüber und herüber und umhüllt die Wesen mit jener bindenden, aus gutem Verstehen und zarter Willigkeit erwachsenden Sphäre, die der Liebe aufs Innigste verwandt ist.

In Briefen leben die unzähligen Tragoedien und Komoedien des Liebe-Spieles auf. Der ewig-eine Inhalt blieb ihnen unverkümmert auch in der tollsten Hatz neuer Zeiten. Ihn konnten selbst die verblüffendsten Errungenschaften moderner Menschheit auch nicht um eine Nuance berauben. Sollten die Menschen sonst noch so blasirt und abgebrüht worden sein: der paradiesische Traum der Liebe ist ihnen nicht zerstoben. Der Uralte schillert vielleicht wieder mit ungekannten Gesichten. Der Herzschlag schmiegt sich dem werdenden Rhythmus an. Vom Verfall des Liebesbriefes keine Rede! Nur von der Literatur hat er sich immer deutlicher entfernt; er ist nun nichts als nacktes, sachliches Leben.

Dresden. Camill Hoffmann.

Die Lieder der Monna Lisa. Von Gisela Etzel. Georg Müller in München.

Der Lyriker Max Dauthendey gab dem Buch das Vorwort:

In diesen Liedern lebt ein Geist,
Den sich ein junges Weib beschworen,
Und Blut, das athemlos gekreist,
Wird hier Musik vor Deinen Ohren.

Die Zeilen drinnen sind nicht stumm,
Ein Angesicht schaut drinnen um;
Ein Sehnsuchtgeist, der Körper fand,
Ist dieses Buch in Deiner Hand.

Aus totem Rahmen tritt die Frau,
Von der sonst nur die Augen leben,
Hunderte Jahre schon zur Schau, —
Dies Buch wird ihren Mund Dir geben.

Die Lippe, die zu keiner Stund
Die Lust des Schweigens unterbrach,
Sie thut Dir Herzensnöthe kund,
Wird mehr noch als das Auge wach.

München. Gisela Etzel.

Die Peterskirche.*)

Nun ist das Wort Petersdom auch keine vage Photographievorstellung mehr für mich, sondern ein sinnliches Erlebniß, in das ich mich stets wieder zurückversetzen kann. Dieses „Wunder der Welt“ ist mir zu einer ausmeßbaren Realität geworden. Und Das ist gut. Denn Realitäten sind Einem stets mehr als Ideen; auch dann noch, wenn sie „weniger“ sind. Angesichts der Peterskirche sinken alle Worte, wie unfaßbar, unermeßlich, unnachahmlich, als Phrasen zu Boden. Im Gegentheil, in Einem ist Etwas, das sich dem Geist jener Männer, die diese wahrhaft große That vollbracht haben, selbstbewußt an die Seite stellt; ja, selbst ein Instinkt meldet sich, der über ihre That hinauszuklettern sich vermißt. Es ist in dieser Empfindung nicht Verkleinerungsucht und Hochmuth; es ist nur ein Selbstgefühl darin, das aus Selbsterhaltungtrieb wie von selbst im Schauenden sich bildet. Ich möchte dieses Paradox wagen: es ist schwerer fast, als ein Mensch, dem die ungeheuren Forderungen einer ungeheuren Zeit und die Sehnsucht der an einem Kreuzweg stehenden Menschheit auf dem Gewissen lasten, als wäre er persönlich für Alles verantwortlich und schuldig und als blicke auf seinen Entschluß eine ganze Welt, es ist schwerer fast für diesen mit höchster Selbstverantwortung sich beladenden Menschen unserer Tage, vor diesem Bauwerk zu stehen und sich darüber zu entscheiden, als es schwierig war, dieses Gebäude im Schutz der Renaissancekonventionen zu erbauen. Wäre Das, was in uns heute inbrünstig fragt und zweifelt und sich zerquält, eben so fest und sicher organisirt, wie es das Renaissancetalent und die Renaissancekunst nach einem geheimen Rathschluß der Geschichte waren, so würde der Dom unserer Weltanschauung hoch und herrschend über Sankt Peter wohl hinausschnellen. Es scheint Wahnwitz, Das zu denken, während der einsam und unbeachtet vor diesem gigantischen Geschichtsdenkmal Stehende hinter sich nur eine wirre, zerstreute, alles Gute und Starke isolirende Zeit sieht und vor sich nur Chaos und ferne Möglichkeiten. Aber gerade weil der Heutige aus dem Nichts heraus empfinden muß, ziemt es sich, ein neues All, ein neues Ganzes als Maßstab vor die Empfindung aufzupflanzen.

Der Petersdom ist kein Ganzes, in dem man zur Ruhe käme. Er ist kolossal und als Denkmal gesammelter ästhetischer Thatkraft einzig. Er ist ein höchster Ausdruck menschlichen Vermögens nach der Seite kultivirter Unternehmerkühnheit. Aber er reizt dazu, daß man sich vor ihm die Worte des grabbischen Don Juan sagt: „Zeige mir

*) Aus „Italien, Tagebuch einer Reise“, das Herr Karl Scheffler im Inselverlag herausgiebt und dem, mindestens, der Muth des von gewohnter Entzücktheit weit abweichenden Bekenntnisses Beifall werden muß. Als Beurtheiler von Architektur hat, glaube ich, dieser ernste Kritiker in den Jahren jungen Wollens sein Bestes geleistet.

den Berg, den ich mir nicht höher, den Abgrund, den ich mir nicht tiefer vorstellen könnte.“ Er ist groß, auch innerlich bis zu gewissen Graden groß; aber er ist letzten Endes doch nur eine Vergrößerung. Eine Vergrößerung Dessen, was im Ursprung in kleineren Maßen gedacht war, für das diese Mächtigkeit der Quantität nicht nothwendig war. Kann man sich die Dome der Gothik kleiner denken, als sie sind? Unmöglich! Der gothische Dom zielt unaufhaltsam zu den Wolken. Kann man sich den Petersdom dagegen kleiner, etwa so groß nur wie Maria Maggiore, denken? Sehr gut könnte mans. Vom Wesentlichen würde kaum Etwas verloren. Er würde vielleicht nicht einmal kleiner wirken. Eins nur möchte man erhalten wissen: die Kuppel. Ihre Linie, wie sie Rom beherrscht, wie sie sich über die schöne Landschaft von weit her wölbt: sie möchte man nicht missen. In dieser Linie schwingt etwas Unsterbliches, im kleineren Maßstab so gut nicht Auszudrückendes. Aber auch nur darin. Alles Andere ist, ich möchte sagen, wie mit einem Projektionapparat vergrößerte Renaissance. Echte Renaissance. Es ist vollkommen wahr, daß in diesem Dom die Renaissancekunst gipfelt, daß er das Wollen einer ganzen Zeit krönt. Was seiner Art nach nicht in die Peterskirche hineinpaßt, Das paßt im Grunde auch nicht in die Renaissance hinein. Diese Papstkirche bringt die Entscheidung.

Sie, Alle, die im Lauf der Jahrhunderte bewundernd hierhergekommen und erschüttert wieder gegangen sind, haben gewiß nicht Unrecht. Es ist schon in diesen Kuppelräumen und Säulenplätzen, was ergreift, etwas für Alle Giltiges. Immer wieder werden die Generationen staunend zu diesen kunstgegliederten Höhen hinaufsehen. Er allein, der selbst will und in dem die Zeit will, wird besser thun, zu fliehen als zu kommen. Wer „objektiv“ die Leistung als solche werthen kann, wer das Gebäude historisch empfindet oder wissenschaftlich zergliedert, wer diese kolossale Thatsache hinnimmt wie etwas ein für alle Mal Gegebenes, das der Bewerthung längst entrückt ist, der Relativist des Lebens, er wird so leicht nicht satt werden, zu schauen und zu staunen; wer aber Schlüssel sucht, die eine Zukunft aufschließen sollen, wer von der Vergangenheit Worte neuer Zeit hören will, Der muß fast mit Haß fortgehen. Denn er findet Das, dem er zu Haus, in der häßlichen, modernen Großstadt, in seiner Parvenupolis am Meisten geflohen ist, auf eine höchste Stufe der Vollkommenheit geführt: er sieht Etwas, das an heroisirte Gründerarchitektur grenzt.

Eine reine Repräsentation-Architektur, die die Mutter eines unendlichen Architekturkitsches schon geworden ist und die jeden Lehrling immer wieder mehr zum Schein als zum Sein führen wird. Jedem, der sich in Detailbetrachtungen vor einem gothischen Dom einläßt, ist zu Muth, als taste er einen Berg mit den Augen ab. Aus jeder Steinkluft, aus jedem Architekturspalt, von jedem Gipfel blüht und keimt ihm geheimnißvoll lebendige Form entgegen und hinter jeder Form wird eine Menschenseele sichtbar. Hinter den Formen der un-

mäßig vergrößerten Palastfassade des Petersdoms aber steht nur ein Prinzip, ein Schema, in dem einmal vor vielen hundert Jahren freilich eine Urgewalt der menschlichen Seele sich manifestirt hat, das der Renaissance aber zu einem Mittel herabgesunken war, einen kalten Weltstolz gigantisch dekorativ auszudrücken. Der Ruf der Peterskirche macht aus jedem Reisenden Etwas wie einen Wallfahrer. Ein Wallfahrer aber sucht Gott und kann sich mit irgendetwas Weltlichem dieser Art nicht abspeisen lassen.

Den Verstand setzt der Petersdom zweifellos in höchstes Staunen. Allein die technische That abzuschätzen, erzeugt Schwindel. Das ästhetische Gefühl aber kümmert sich um diese Gedanken naturgemäß nur wenig. Der Platz vor der Kirche ist sehr schön gestaltet. Aber doch nicht restlos überzeugend. Die edel antikischen Säulenhallen des alten Bernini haben etwas zu absichtlich Szenisches; der Platz wirkt kleiner, als er ist, trotzdem das Terrain in sich lebendig bewegt ist, durch Obelisk und Fontainen gut accentuirt wird und nach hinten gegen die Domtreppe wirkungvoll ansteigt. Die Menschen wirken auf dem Platz unendlich klein, aber die Architektur wirkt dadurch, seltsamer Weise, nicht größer. Irgendwo muß ein Proportionfehler liegen. Vielleicht sind die Maße zu groß genommen; vielleicht ist auch die breit gelagerte Ellipse schuld. Es fällt auf, daß das naive Auge, das sich um nichts kümmert als um Eindrücke, lieber eigentlich auf der farbigen Masse des Vatikanpalastes hinter den Säulengängen ruht als auf der die schöne Kuppel beeinträchtigenden und unschön überschneidenden Fassade.

Im Inneren wird die Empfindung noch deutlicher, daß man es mit einer Vergrößerung, nicht mit organischer Großheit zu thun hat. Die Kirche wirkt eben darum nicht halb so groß, wie sie ist. Liest man die Maße und Maßvergleichungen, so hat man das Gefühl, es müsse ungeheuer sein; erinnert man sich aber des Eindrucks, so denkt man an den Petersdom eigentlich nicht viel anders als an andere Centralkirchen ähnlicher Anlage, die in Wirklichkeit der Peterskirche gegenüber winzig sind. Das Gefühl von Größe und edler Weiträumigkeit habe ich im Pantheon gehabt, in der Basilika San Paolo, sogar in der Basilika der Maria Maggiore. Dort liegt die Größe im Verhältnißleben. Im Petersdom aber ist viel Mißverständniß. Nicht nur in dem vorgelagerten Langschiff, das auch die Bewunderer der Kirche preiszugeben pflegen, sondern selbst in der eigentlichen Kuppelkirche. Die angewandten Formen widersprechen der übertriebenen Vergrößerung. Die aus der Antike abgeleiteten Bauglieder, die Gesimse und Stuckornamente verbinden wir ein für alle Mal mit bestimmten Größenverhältnissen; wenn sie ins Ungeheure vergrößert werden, so zieht das Auge sie gewissermaßen selbstthätig zum Normalen wieder zusammen und damit das ganze Gebäude. In den Gewölbekappen unter dem Ansatz der großen Kuppel sind (um nur ein Beispiel zu nennen) Mosaikbilder angebracht, Einzelgestalten von ungeheuren Dimensionen. Ihnen gegenüber fühlt man sehr deutlich, daß das Auge von

gewissen Normalvorstellungen nicht läßt. Es macht ganz naiv, daß diese riesigen Gestalten zur Lebensgröße zusammenschrumpfen. Und mit ihnen schrumpft natürlich die ganze architektonische Umgebung. So entsteht eine Dissonanz von Wissen und Empfinden, die nichts weniger als ästhetisch befriedigend ist. So ist es aber überall. Es handelt sich in Wahrheit um Schmuckformen, die für die Detailwirkung gedacht sind, die etwas kostbar Goldschmiedhaftes haben, die aber ins Uebermäßige vergrößert worden sind.

Nun könnte man sagen: Du mußt von allen Details absehen und nur das Skelett des Baues auf Dich wirken lassen. Wirklich wird ja auch der Rath gegeben, man solle über alle Details hinwegsehen lernen, man solle Bramantes Grundidee aus dem Durcheinander von Stilen herausschälen und solle sogar bestimmte Standorte wählen, um dem Ungünstigen zu entgehen. Aber ich frage dagegen: Kann eine naive ästhetische Betrachtung von allem Schmuck bei einem so sehr auf Schmuckwirkung gestellten Gebäude absehen? Und ist es nicht ein Fremdenführertrick, wenn mir empfohlen wird, durch eine bestimmte Thür einzutreten oder beim Durchschreiten des Mittelschiffes die Augen zu schließen? Das heißt doch schon: zugeben, daß es sich um theatralische Wirkungen handelt. Selbst wenn es gelingt, sich aus dem Petersdom nicht nur das Tabernakel Berninis unter der Hauptkuppel, sondern auch alle andern Dekorationgegenstände fortzudenken, wenn ich die Mosaiken, Vergoldungen, Gesimse, Kapitäle, Nischen, Pilaster, Inkrustationen, Pfeilerbildungen und die „fabrikmäßige Pracht“ der Altäre ignorire, so daß nur kassettirte Gewölbe und leere Räume bleiben, auch dann bleibt der Anblick unbefriedigend. Ich erlebe dann vielleicht eine mehr physische Sensation, einen Schwindel; um aber seelisch ergriffen zu sein, müßte die Centralanlage dann in einer Weise konsequent ausgestaltet sein, wie es etwa in der verhältnißmäßig winzigen Markuskirche so großsinnig geschehen ist. Der Grundfehler ist, daß Julius der Zweite und seine Baumeister nicht das Normale auf seiner höchsten Stufe wollten, sondern das Außerordentliche. Sie wollten Centralkirche und Basilika vereinen und oben drüber ein Pantheon noch errichten. Sie wollten eine rein dekorative und eine halb praktische Idee mit einander verbinden, wollten eine christliche Kirche und zugleich auch das ganz Unchristliche. Hundert Jahre einer verworrenen Baugeschichte haben diese verworrene Heroenabsicht nicht klarer gemacht; eine Heroenabsicht, die im Grunde auf falschen Idealismus zurückgeht und sich eines nicht passenden Stils bediente. Der Petersdom wird stets eine der größten Merkwürdigkeiten der Erde bleiben, es wird immer wieder fast grotesk auf den Betrachter wirken, wenn er Priester und Chorknaben durch die Kirchenhallen wie durch weitstreckige Landschaften dahin wandern sieht, wenn er wahrnimmt, daß sich in den Innenräumen ein ganzes kleines Dorf bequem ansiedeln könnte, mit Marktplatz und Dorfkirche; als Kunstwerk aber wird die Menschheit in dem Maße von diesem Dom zurückkommen,

wie sie sich neuer Kunstkultur fähig zeigt. Sie wird den Ausdruck einer unschönen Sinnlichkeit, einer an sich selbst berauschten Formenwollust darin erkennen und sich reineren Quellen zuwenden.

Damit ist nun aber die ganze Renaissancearchitektur eigentlich beurtheilt. Was Rom sonst noch an ähnlichen Eindrücken bietet, kann das Bild bereichern und kompliziren, aber nicht im Wesentlichsten verändern. Man macht die Probe gleich, wenn man hinten um den Petersdom herumwandert, durch Säulengänge, über sonnige Höfe, neben den wie eine Bergwand aufragenden Pilastern des Doms bis zum Thor des Vatikans, wo bunte Schweizer, die wie Theaterstatisten aussehen, Wache halten, und wenn man die Gemächer des Vatikans betritt. Man wird beim Durchschreiten der Appartamenti Borgia die Geschlossenheit und Einheitlichkeit des Renaissancestils in all seinem Reichthum bewundern, wird von Grund auf erkennen, wie sehr die Renaissance ein Dekorationstil war, wie genialisch sie die pompejanisch-römischen Elemente der Antike zu entwickeln gewußt hat und welch eine unerschöpfliche Rokokofreude dieses Gewimmel von Gestalten und Arabesken erzeugt hat. Man wird beim Hinabblicken in die Höfe des Palastes, an dem der vortreffliche Bramante mitgebaut hat, erkennen, wie reich dieses merkwürdige Geschlecht auch war an Fähigkeiten, das musikalisch Schöne architektonischer Verhältnisse zu fühlen und zu gestalten, und wie nützlich der Zwang, Nutzarchitekturen zu bilden, ihrer gar zu leichten und eiligen Produktivkraft immer gewesen ist. Man wird durch diese überreiche Kulturwelt wandeln wie durch ein Märchenreich des Genusses und der Lebensfreude. Und man wird schließlich doch immer froh sein, wenn man wieder im Freien ist und klare Natur einathmet. Nur ist es nicht leicht, auch in den Straßen Roms, der Renaissance und dem daraus abgeleiteten Barock zu entfliehen. Diese Stile begleiten Einen straßauf, straßab, so daß ihre auf Einzelwirkungen, auf Absonderung, nicht auf gesunde Uniformität zielende Monumentalität schließlich gar nicht mehr wirkt. Es ist immer das Selbe: überall etwas Großes und Schönes und überall auch neben dem echten Werth ein verderblicher Schein. Man muß auf den Gängen durch das Marsfeld oder nach den nördlichen, östlichen und westlichen Stadttheilen schon auf die prachtvoll rhythmisirte Cancelleria treffen, auf dieses redliche Bauwerk Bramantes, mit dem meisterhaft ausgebildeten Hof, oder auf des selben Meisters kleinen, reizend eleganten Tempietto im Klosterhof von San Pietro in Montorio, oder auch auf des ursprünglich empfindenden Peruzzi männlich-ernsten Palazzo Massimi alle Colonne, um daran erinnert zu werden, welche Fülle reinen Genies in der festlich schimmernden Gründerarchitektur, die Renaissanec heißt, immerhin enthalten war. Wenn man nach der Peterskirche geht, kommt man an der Engelsburg vorüber. Die Päpste haben dieses antike Hadriansgrab, das eine der wichtigsten Tiberbrücken beherrscht, in den Renaissancezeiten zu einer Art von Zwing-Rom umgeschaffen und es mit Außenmauern umgeben. Nach den Beschreibungen hatte ich mir eine weite Anlage

vorgestellt, etwas groß Achsiales. In Wahrheit ist aber die Lage nicht anders als die fast aller bedeutenden Gebäude Roms. Das kolossale Gebäude liegt so an einer starken Biegung des Flusses, daß man nicht sagen kann, es beherrsche das Flußbild. Nirgends ist rechter Abstand möglich. Die zum Theil noch antike Brücke ist sehr kurz, der Tiber nicht breit und die auf die Engelsburg zuführende Straße ist zu eng, um einen vollen Blick von weit her schon zu gestatten. Das Gebäude selbst erscheint zudem durch die Erhöhung der Tiberufer niedriger, als es ursprünglich gedacht ist, es erscheint eingesunken. Monumental wirkt das Gebäude eigentlich nur noch durch die gedrungene Wucht des Baukörpers, durch die geschlossene gasometer artige Rundung des antiken, allen Pilastern und allem Marmorschmuck längst entkleideten Rumpfes und dann durch die kokett massigen Aufbauten, die die Renaissancezeit hinzugefügt hat. In dem Citadellenbezirk war eben eine schlechte moderne Ausstellung untergebracht. Aber auch die Innenräume, die Wohnräume früherer Päpste, sind ganz ausstellunghaft hergerichtet, so daß man etwa ein Mittelding zwischen einem erhabenen Geschichtmonument und einem Aussichtthurm mit Restaurationen, Ansichtkarten und Trinkgeld genießt. Trotz dieser modernen Verschandelung und Banalisirung, die viele Illusionen zerstören, ist in den alten Gängen des Grabmals, auf den Höhen der Festung und in den Papstgemächern eine seltsam eindringliche Stimmung. Es ist merkwürdig, vom Altan oben auf Rom hinzusehen, wie so viele Päpste es schon gethan haben, zur Peterskirche hinüber und zur Neustadt hinab. Man spürt so im Herabblicken erst, wie hoch und groß das Gebäude ist. Unvermerkt geräth Einem das Papstthum und das antike Caesarenthum ein Wenig durcheinander. Man sieht die Renaissance in einer neuen Nuance in der luxuriösen Düsterheit der Papstgemächer, in dem pompejanisch-spätrenaissancelichen Arabeskenwerk, das in einem zur Festung gewordenen Grabthurm sein Spiel treibt. Auf Spiel kommt es eben immer mehr oder weniger heraus, ob es nun um Leben oder Tod geht.

Wie die Renaissance sich dort auf der Engelsburg angebaut hat, mit festen, starken Gewölben und Thürmen, die auf dem Unterbau der Caesarenzeit von außen, aber doch ganz leicht und nur wie angeklebt erscheinen, so ruht die ganze Renaissance auf dem soliden Unterbau der Antike wie auf Grundmauern. Vor Allem die römische Renaissance, die nicht, wie die norditalienische, ein eigenes Gesicht, einen eigenen Stil hat, die vielmehr nur wie ein résumé des anderswo ursprünglich Geschaffenen ist, wie ein Zusammenraffen von fremden Werthen zum Zweck der symbolischen Erfüllung einer Machtidee, die im Tiefsten gar nicht an ihre göttliche Mission glaubte.

In Rom bestätigt sich auch, daß das Barock die ihm innewohnende Formenkraft nicht in den romanischen Ländern entfaltet hat, sondern in den gothischen. Das heißt: in Ländern nur, wo die gothische Baukunst natürlich einst gewachsen ist, hat das Barock, fast wie eine

übertragene Renaissance der Gothik, die nordischen Formenelemente den romanischen zu verbinden und diese mit einem neuen, seltsamen Leben zu erfüllen gewußt. Die Seele des Barock, das Psychische ihres Ausdrucks, kann man nur in den nordischen Ländern darum recht erkennen; was man in Rom an barocken Bildungen sieht, ist nur eine neue Art von kühn ausladender Renaissance. Wenigstens, so weit die Bauformen in Frage kommen. Der Kunst der Anlage, der Bauplatzgestaltung und des Städtebaues sind die impressionistisch repräsentativen Tendenzen des Barock in manchem Punkt ja zu Gut gekommen. Ein Gebild, wie die zum Pincio hinaufführende Spanische Treppe, die mit spielender Kühnheit die Schwierigkeiten des aus der Achse gerückten Platzes meistert, hätte die Renaissance wohl kaum gewagt. Die Idee des römischen Barock gipfelt, Alles in Allem, in dem Namen Bernini. Auf ihn ist nicht nur die dreiste und laute Theaterpracht der Fontana Trevi und des Tabernakels unter der Kuppel des Petersdoms zurückzuführen, sondern seine üppige Schmucklust taucht auf den Plätzen und Straßen Roms immer wieder in wechselnden Formen irgendwie auf. Und auch in den Museen beherrscht seine äußerliche Kunst manchen Saal. Er zeigt mit großer Deutlichkeit, inwiefern die Renaissance eine Frucht moderner unkünstlerischer Gesinnung schon ist, inwiefern sie die Effekte sucht und das theatralisch Wirkungvolle um jeden Preis. Indem Bernini die Renaissanec ad absurdum führt, weist er auf sie selbst nachdrücklich noch einmal zurück. Auf ihn geht zu großen Theilen das schlimme moderne Großstadtbarock zurück, diese leere, alberne Dekorationenlust, die Würde lügt, königliche Gesinnung heuchelt und in ihrem versteckt wollüstigen Naturalismus im Grunde doch bourgeoismäßig ist. Nur war Bernini im Besitz eines fabelhaften Könnens; er hatte noch die freie und selbst edle Geste der großen Schauspieler und Grandseigneurs der Kunst.

Karl Scheffler.



Eisen und Kohle.

Wird 1914 der Industrie ein Jahr des Heils oder des Unheils sein? Die Geschäftsberichte sind in ihren Prognosen selten gesprächig; mehr erfährt man schon aus den Generalversammlungen; und auch da heißt es jetzt fast immer: Man muß auf Alles gefaßt sein. Vielleicht hilft die Minderung des Wechselzinsfußes der Konjunktur in einen neuen Aufschwung. Erst hieß es: „Die Reichsbank muß ihre Rate ermäßigen, damit das Geschäft aus der würgenden Umklammerung des hohen Diskontsatzes los kommt.“ Nun wird gesagt: „Wenn die Diskontänderung auch keinen münzbaren Nutzen schafft, so hat sie doch wenigstens eine moralische Wirkung.“ Aufs Ausland nämlich, das

sehen soll, wie gut alle Dinge in deutschen Landen stehen. Alle? Wie knapp es den auf „große Fahrt" eingerichteten Unternehmen gehen kann, hat die Deutsch-Luxemburgische Bergwerkgesellschaft erlebt. Sie mußte neuen Kredit bei ihren Banken aufnehmen (12 bis 15 Millionen), um Dividende und Tantiemen zu zahlen. Das kommt vor; aber man erfährt es meist nicht. Und wenn mans doch erfährt, so hat es eben besonderen Sinn. Die Deutsch-Luxemburgerin ist rasch gewachsen. Aktienkapital, Reserven und Anleihen machen zusammen 220 Millionen aus; und die Anlagen stehen mit 206 Millionen zu Buch. Geist, Temperament und Strategenkunst des ersten Mannes im Rath von Deutsch-Lux, Hugos Stinnes, haben das Schicksal der Gesellschaft bestimmt. Das letzte Jahr brachte einen Betriebsüberschuß von 32 (gegen 25) Millionen. Trotz der Erhöhung wird die Dividende von 11 auf 10 Prozent erniedrigt, „im Hinblick auf die gesammte Geschäftslage". In dem Bericht wird die Zukunft nicht mal grau angestrichen. Aber das Geld ist nicht Chimäre. Deshalb ist es gut, wenn die Liquidität durch Nachfüllen aus den Bankkassen wiederhergestellt werden kann. Deutsch-Lux hat neulich eine Anleihe beim Knappschaftverein in Bochum aufgenommen; 5 Millionen. Zwar sollten es 10 sein; aber die Knappschaftkasse wollte auf die Pfänder, die für das Darlehen geboten wurden (die Zechen Tremonia und Kaiser Friedrich), nicht mehr geben. Dieses Geschäft wäre nicht abgeschlossen worden, wenn zwischen Anlage- und Betriebskapital nicht ein Mißverhältniß bestanden hätte. Bankschulden gab es damals nicht. Die Bilanz vom dreißigsten Juni 1913 weist sogar ein Guthaben von 1¾ Million auf. Das ändert sich durch die Aufnahme des neuen Finanzkredits. Der bringt eine Bankschuld, die bleiben wird, bis es gelingt, sie in Werthpapiere umzuwandeln. Wann wird es möglich sein, neue Aktien oder Obligationen von Deutsch-Lux auf den Markt zu bringen? Uebernehmen können die Banken sie ja immer. Aber was haben sie davon, gute Debitoren mit fetten Zinsen in schlecht notirte Effekten umzuwandeln? Eine Belastung der Portefeuilles, die aber, theoretisch, eine Hebung der Liquidität erwirkt. Nämlich: in den schönen Berechnungen, die für die Bilanz aufgestellt werden, sind die Werthpapiere wichtig, die Debitoren nicht. Also müßte es doch ein Vortheil sein, Diese bis zur Etagenhöhe Jener zu bringen? Ja; aber nur so lange, wie die Effekten verkäuflich sind. Auch der Begriff Liquidität ist eitel.

Die Industrie braucht neuen Kredit; die Bankwelt Befreiung von drückenden Engagements. Wie läßt sich Beides vereinen? Nur durch die Börse, die Versilberung der Engagements ermöglicht. Bei 6 Prozent Reichsbanksatz waren Bankzinsen nicht zwerghaft. Der Abschlag von ½ Prozent nimmt den Kosten des Bankgeldes nicht viel von ihrer ragenden Höhe. Deshalb soll sich, wer kann, von dieser Last befreien; der Dividende wegen. Auch bei der Laurahütte wurde von der Bankschuld gesprochen. Nach den Vereinbarungen, die zwischen der Gesellschaft und ihrer Bankverbindung bestehen, beträgt das Maximum des zu gewährenden Kredits 10 Millionen. Ob diese Grenze

erreicht ist, weiß man nicht. Jedenfalls wurde mitgetheilt, daß zu günstiger Zeit Aktien oder Obligationen die Bankschuld auf sich nehmen sollen. Also auch da ein Hinweis auf die Zukunft. Die Börse ist von all diesen Finanzplänen nicht begeistert. Die Aktie von Deutsch-Lux, die schon einmal auf 222 stand, glitt in die Tiefe von 136 Prozent. Die Jungen Aktien vom vorigen Jahr, die zu 150 angeboten und auf 158 gesteigert worden waren, verloren 20 Prozent vom ersten Preis. Die Laura-Aktie sah einen Kurs, den sie seit siebenzehn Jahren nicht mehr erlebt hatte. Nicht einmal in den vier mageren Dividendenjahren 1909 bis 12. An der Depression war wohl auch schuld, daß man in der Generalversammlung so wenig Gutes hörte. Selbst wenn das Frühjahr eine Besserung im Eisengeschäft bringen sollte, sei das Betriebsjahr 1913/14 verdorben. Bei dem „sehr scharfen Rückgang der Eisenkonjunktur“, der fast einer Krise gleiche, seien schon viele Feierschichten eingelegt worden, um eine Ueberproduktion zu vermeiden. Kein Wunder, daß die Resonanz dem Trauerton glich. Aber der Osten des deutschen Industriebereiches hat stets seine eigene Melodie. Er ist nicht so reich begnadet wie das üppige Rheinland; von dort schallt es auch nicht ganz so düster. Gelsenkirchen, der größte deutsche Bergwerkconcern, hat in den ersten drei Quartalen des ablaufenden Geschäftsjahres 9 Millionen mehr verdient als in den selben Monaten des Vorjahres. Generaldirektor Kirdorf verschwieg aber in der Sitzung der Verwalter nicht, daß die Entwickelung der Einnahmen zunächst ein weniger flottes Tempo zeigen werde. Die niedrigen Eisenpreise hindern hohe Gewinne. Aber Gelsenkirchen ist in guter Geldverfassung. Man braucht nicht an Aktien noch an Obligationen zu denken. Wohl Dem, der Das von sich sagen kann. Gelsenkirchen hat mit 180 Millionen Mark Aktienkapital, 51 Millionen offener Reserven und rund 74 Millionen Mark Anleihen eine so hohe Stufe der kapitalistischen Entwickelung erklettert, daß ihm zu thun nicht mehr viel übrig bleibt. Die Anlagen stehen mit 284 Millionen in der Bilanz. Das Betriebskapital macht also 305 Millionen oder 108 Prozent der Betriebsanlagen aus; fast genau das selbe Verhältniß findet man bei Deutsch-Lux. Beim Phoenix dagegen ist die Summe von Aktienkapital, Reserven und Anleihen gleich 115 Prozent des Buchwerthes der Kohlengruben, Koksöfen und Eisenwerke. Gelsenkirchen hat für die beiden letzten Jahre je 10 Prozent Dividende gegeben und seinen Aktienkurs auf ansehnlicher Höhe gehalten. Die Zeit verlangte freilich Opfer, die bei der Gelsenkirchen-Aktie in einem Werthunterschied von 42 Prozent zwischen dem Maximum des Vorjahres und dem letzten Tageskurs bestanden. Der Favorit „Phoenix“ verlor im selben Zeit- und Konjunkturverhältniß rund 40 Prozent und gilt als Kapitalsanlage. Man ist der Meinung, daß die Aktie, die nach der Abtrennung des Dividendenscheins vielleicht für 230 zu haben sein wird, auch bei der Möglichkeit eines Dividendenrückganges von 18 auf 15 ein lohnendes Objekt sei. Wahre Liebe überlebt jeden Konjunkturwechsel.

Aus dem Bezirk des Bochumer Gußstahlvereins fehlte diesmal

die sonst übliche Prognose. Geheimrath Baare gab weder der Generalversammlung noch der ihr folgenden Tafelrunde Meinungen mit auf den Weg. Gutes war nicht zu sagen. Warum also den Gästen den Appetit verderben? Alle Um- und Neubauten (ein fünfter Hochofen soll Mitte 1914 angeblasen werden) begrüßt die Hoffnung des Geschäftsberichtes, daß sie sich als „gute Geldanlage erweisen und dauernd bewähren werden." Bochum verfügte im Juni 1913 über nahezu 23 Millionen (16) an Betriebsmitteln. Solche Stärke bestimmt den Aktienkurs, der noch nicht schlechter ist als an den schlechtesten Tagen des vorigen Jahres. Wichtig ist das Schicksal der Kohlendividenden. Im nächsten Jahr gehts wieder zu den vormärzlichen Preisen zurück, da die Ermäßigung, die man schon im Oktober erwartet hatte, im Januar sicher kommen wird. Das Kohlensyndikat hat zunächst die seit dem ersten April 1913 geltenden Preiserhöhungen bestehen lassen, aber schon im Oktober bestimmt, daß der nächste Beschluß nicht erst im April, sondern schon im Januar gefaßt werden solle. Dann werden also die Preise wiederhergestellt, die bis in den März 1913 galten. Das waren Hochkonjunkturpreise. Aber es giebt einen Trost: sie sind nicht höher als die Preise, die von April 1908 bis März 1909 gefordert wurden. Damals kostete Hochofenkoks sogar eine Mark mehr, als er, nach der nächsten Preisermäßigung, werth sein wird. Das Kohlensyndikat läßt sich Zeit mit der Anpassung der Preise; es darf sich darauf berufen, daß ihm, wenn die Quecksilbersäule des Wirthschaftbarometers steigt, auch nicht gestattet ist, schleunig nachzuklettern. Festina lente. Das gilt im Guten wie im Schlimmen.

Die größte unter den Reinen Zechen, die Harpener Bergbaugesellschaft, die mit einem Aktienkapital von 85 Millionen arbeitet, konnte ihre Dividende von 9 auf 11 Prozent erhöhen. Folge der guten Beschäftigung im Eisengewerbe; die Monate Juli bis September 1913 brachten einen Ueberschuß, der um 900,000 Mark höher war als im vorigen Jahr. Gute Aussicht hat das Montangewerbe im Export. Das wissen die Eisenleute so gut wie die Kohlenmänner. Der Werth der deutschen Eisen- und Stahlausfuhr betrug in den ersten neun Monaten des Jahres beinahe 1 Milliarde gegen 853 Millionen in den drei ersten Quartalen 1912. Das Plus von rund 143 Millionen Mark ist keine eingebildete Größe, sondern ein wirklicher Zähler, der zur Besserung der deutschen Bilanz beiträgt. Je mehr Faktoren solcher Art, desto höher das deutsche Guthaben im Weltverkehr. Auch in Amerika weiß man den Werth der Ausfuhr zu schätzen. Die United States Steel Corporation, die hohe Erträge, aber sinkende Auftragziffern verzeichnet, plant die Eroberung der südamerikanischen Märkte. Eigene Dampfer sollen die Produkte des Stahltrust auf kürzestem und billigstem Weg ins Lateinische Amerika führen. Wenn Eisen und Kohle sich auf dem Weltmarkt in Wettkämpfen messen, darf Deutschland seiner Rüstung vertrauen. Und das Bewußtsein der Stärke schützt auch in schlechten Zeiten vor feiger Verzweiflung. Ladon.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.



Berliner Elektricitäts-Werke.

Bilanz per 30. Juni 1913.

Aktiven.	M.	pf.
Kasse	17 753	74
Effekten und Beteiligungen	30 253 398	74
Effekten des Krankenkassen- und Pensionsfonds	368 785	37
Debitoren	4 985 437	20
Materialien und vermietete Anlagen: Bestände laut Inventur	1 995 384	11
Versicherungen: Vorausgezahlte Prämien	339 410	93
Noch in Arbeit befindliche Neuanlagen	1 155 447	94
Anlagen innerhalb des Weichbildes von Berlin	103 355 868	95
Anlagen ausserhalb des Weichbildes von Berlin	25 905 592	70
	168 377 079	68

Passiven.		M.	pf.
Aktien-Kapital		64 100 000	—
Reservefonds		4 871 343	71
Beamten-Krankenkassen- und Pensionsfonds		1 198 673	39
Erneuerungsfonds		4 082 042	74
Teilschuldverschreibungen		56 403 500	—
Hypotheken		4 619 740	50
Kreditoren		18 702 491	88
Dividenden, noch nicht eingelöste		8 210	—
Teilschuldverschreibungs-Einlösungen, noch nicht eingelöste		34 366	28
Teilschuldverschreibungszinsen		1 088 416	25
Rückständige Vertragsabgaben		1 688 174	93
Talonsteuer-Reserve		220 000	—
Gewinn		11 360 120	—
Verteilung des Gewinnes:			
Gesetzlicher Reservefonds	M. 558 565 68		
4½ % Divid. a. M. 20 000 000 Vorzugsakt.	„ 900 000,—		
12 % Divid. a. M. 44 100 000 Stammakt.	„ 5 292 000,—		
Gewinnanteil der Stadt Berlin	„ 3 920 790,01		
Tantieme des Aufsichtsrates	„ 206 397,89		
Gratifikationen für Beamte, Dotierung für den Krankenkassen- und Pensionsfonds sowie für Wohlfahrtseinrichtungen	„ 225 000,—		
Vortrag auf neue Rechnung	„ 257 366,42		
	M. 11 360 120,—	168 377 079	68

Für Inserate verantwortlich: Alfred Weiner. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.